UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfalens Tierleben in Wort und Bild

[Säugetiere]

Landois, Hermann

1883

I. Buch. Westfalen; seine ausgestorbenen und verdrängten Säugetiere.

urn:nbn:de:hbz:466:1-34901

Visual Library

I. Buch.

Westfalen; seine ausgestorbenen und verdrängten Säugetiere.

Bearbeitet von Prof. Dr. **H. Landois** und **E. Rade.**

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eurem ganzen Leben bleibt mit dem Heimatgefühl
etwas wie der Schutz der Mutterbrust.

L. Schücking.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Westfalen.

Abend ist's, des Himmels Schein
Spielt um Westfalens Eichenhain,
Giebt jeder Blume Abschiedskuß
Und auch dem Weiher linden Gruß,
Der ihm mit seinen blanken Wellen
Will tausendfach entgegenschwellen.
Am Ufer Wasserlilien stehn;
Und durch das Schilf Gesäusel gehn,
Wie Kinder, wenn sie eingewiegt,
Verfallen halb des Schlafes Macht,
Noch einmal flüstern: „Gute Nacht!"
Es ist so still, die Eb'ne liegt
So fromm, in Abendduft gehüllt,
Der Witwe gleich, in Trauer mild,
Die um sich zieht den Schleier fein,
So doch nicht birgt der Thräne Schein.
Am Horizont das Wolkenbild
Ganz wie ihr Sinnen, zuckend Licht,
Das bald sich birgt, bald aufwärts bricht,
Phantastisch, fremd, ein Traumgesicht.
Seh ich dich so, mein kleines Land,
In deinem Abendfestgewand:
Ich meine, auch der Fremde muß
Dir traulich bieten Freundesgruß.

Du bist nicht mächtig, bist nicht wild,
Bist deines stillen Kindes Bild,
Das, ach, mit allen seinen Trieben
Gelernt, vor allem dich zu lieben.
So daß auch keines Menschen Hohn,
Der an des Herzens Fäden reißt,
Und keine Pracht, wie sie auch heißt,
Dir mag entfremden deinen Sohn.
Wenn neben ihm der Gletscher glüht,
Des Berges Aar sein Haupt umzieht,
Was grübelt er? Er schaut nach Norden!
Und wo ein Schiff die Segel bläht
An würzereichen Meeresborden,
Er träumerisch am Ufer steht.
Ich meine, was so heiß geliebt,
Es darf des Stolzes sich erkühnen.
Ich liebe dich, ich sag' es laut!
Mein Kleinod ist dein Name traut;
Und oft mein Auge ward getrübt,
Sah ich in Südens reichen Zonen
Bedrückt von tausend Blumenkronen
Ein schüchtern Heidekräutchen grünen.
So sei dir alles zugewandt,
Mein Geist, mein Sinnen, meine Hand.

Das Land, welches in diesen und vielen anderen Strophen von seiner besten eingeborenen Dichterin, Annette von Droste-Hülshoff, so wahr und so schön besungen und beschrieben wird, die Provinz Westfalen mit Einschluß der Fürstentümer Lippe-Schaumburg, Lippe-Detmold und Waldeck ist in geographischer Beziehung wie folgt zu umgrenzen. Zwischen dem 24° 5′ und 27° 8′ ö. L., und dem 50° 45′ und 52° 35′ n. Br. sich ausdehnend, umfaßt der Schauplatz der nachfolgenden Schilderungen ein Gebiet von etwa 450 Quadratmeilen, in welches wir im Nordosten angesichts der berühmten Weserscharte, der Porta Westfalica, eintreten, um sofort links uns wendend an der östlichen Grenze der hessischen Grafschaft Schaumburg entlang über Hameln hin die Weser bei Bardenwerder zu erreichen. Diesen Fluß als Grenzscheide der Provinz verfolgend bis Herstelle, gelangen wir über Warburg an die Ostseite von Waldeck, und dies Fürstentum umschreitend bis zur Eder oberhalb Fritzlar, und von da längs dem Abfalle des Rotlagergebirges hin

an die äußerste Südspitze des Siegerlandes und damit der ganzen Provinz. Nun giebt uns die politische Scheide den Weg an längs der ganzen Westseite hin bis zur holländischen Grenze bei Anholt, und von hier erreichen wir in einem leicht geschwungenen Bogen nordwärts Rheine vorüber, durch den südlichen Keil des Osnabrücker Landes quer hindurch über Lemförde und Schlüsselburg hin unsern Ausgangspunkt wieder an der Nordseite von Schaumburg-Lippe.

In geologischer und physischer Hinsicht bietet dies Gebiet, dessen südliches und nordöstliches Drittel dem mitteldeutschen Berglande, dessen nördliches Drittel aber der großen norddeutschen Tiefebene angehört, bei den verschiedenartigsten Bodenformationen eine reiche Abwechselung von Thal und Berg, Tief- und Hochebenen, von reichem Ackerboden und vegetationslosem Sande, zwischen kahlem Felsgestein und lachenden Wiesen, grünen Waldungen und braunen Heideflächen.

Wo das Diluvium, welches das große Kreidebecken des Münsterlandes ausfüllt, von alluvialen Bildungen überdeckt wird, da nimmt der Heideboden die vorzüglichste Stelle ein. Lehm und Sand wechseln auf die mannigfaltigste Weise; große Lehmpartien sind in der Nähe Münsters, sowie auch an andern Orten vorhanden; die Sandheiden aber bilden den bedeutendsten Teil des ebenen Westfalens und erinnern in manchen Gegenden bei ihrer gewaltigen Ausdehnung an die Prairien Nordamerikas, wenn deren Charakter auch ein anderer ist. „Ringsum ist nichts als die dunkle Fläche mit schwacher Farbennuancierung durch die Blüte des Heidekrautes und des Ginsters; blaue Waldformen begrenzen den Horizont; hier und da schießt schweren Fluges eine Krähe nahe an der Erde her, als ob sie die gelbe Sandfläche, wie eine Schwalbe den Wasserspiegel, streifen wolle; eine zerstreute Schafherde, hinter welcher der Hirt träumend einherwandelt, dient zur Staffage; in der Entfernung ragt eine verwitterte Buche über einer Wallhecke empor, und auf ihrem höchsten, dürrsten Aste ruht der Vogel der Melancholie, ein einsamer Rabe. . . .“

„Während die Urwälder unserer Heimat längst zu Forsten umgebildet wurden, blieb die Heide, was sie war. Sie ist noch wie sie war, als Drusus und Germanicus die Adler ihrer Legionen durch die germanischen Wälder führten; sie hatte sich nicht verändert, als ein Jahrtausend später die Kriegsvölker des 30jährigen Krieges das westfälische Land durchstreiften und Christian von Braunschweig im Loener Bruch geschlagen wurde; ja selbst die alles bezwingende Kultur der Gegenwart vermochte den Heiden nicht ihre ursprüngliche Gestalt zu rauben, wenngleich hie und da der Pflug in ihren Randbezirken friedliche Eroberungen begann.“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wo die Bodenschichten dem Wasser undurchlässig sind, wandelt die Heide sich zum Sumpfe, zum Moor. Da schwinden die Bäume und die Büsche, da meiden Hirt und Herde den tückischen Boden; da zieht auf schmalem Pfad ein einsamer Anwohner hin, in dem schwarzen Grunde den schwelenden Torf zu stechen zu ärmlicher Feuerung. Aber wiesengleich überziehen Sumpfgewächse aller Art und in allen Farben blühend und prangend die zähe Erdschicht, die aus den zahllosen Leichen ihrer Kinder immer neu und neu sich bildet und hebt, bis des Menschen nie rastende Hand oder die immer thätigen Kräfte des Erdinnern den stauenden Wassern den Abzug verschaffen. „Bange Schauer ergreifen uns, wenn bei dem Dunkel eines stürmischen Abends das gebrochene Mondlicht dem Heidemoore ein gespenstiges Leben verleiht, wenn der schwarze Wacholder mit seinen seltsamen Umrissen abenteuerliche, fratzenhafte Spukgestalten schafft, die wechselnd in grauen dumpfen Nebelgeweben verschwinden und wieder auftauchen, wenn das Schilf wimmert und seufzt, wenn das Wasser schluchzt und der Föhrenwald in traurigen Chören rauscht, während der Mond, wie die Larve eines Toten, blaß und kalt aus den Wolken schaut, die in wilder Jagd an ihm vorüberziehen."

„Wie aber erfreut und erfrischt uns dann wieder die ungehemmte Lichtfülle des Morgens auf freier Heide, aus deren heiteren sonnigen Gebreiten gleich blauen Edelsteinen aus vergoldeter Bronze die flimmernden Gewässer leuchten, in denen sich der Azur des Himmels wiederspiegelt."

An anderen Stellen gewinnt der Sand die Oberhand und erstreckt sich in wellenförmigen Dünendämmen mit dunklen Kieferbeständen oder im Sommer mit grell leuchtenden Ginsterbüschen bedeckt viele Meilen weit durch die Ebene hin. Hier bedeckten in früheren Erdperioden die eisigen Gletscher den Boden und führten die Geschiebe aus fernem Norden in unsere Gegenden, Felsentrümmer, die noch heute als seltsame Findlinge von oft gewaltiger Größe in der sonst steinlosen Ebene auftauchen. Viel andere Zeugen des urweltlichen Lebens birgt der Boden dieser großen Niederung: versteinerte Fische, Asphalt und Strontianit gehören der Kreideformation an, ebenso der größere Teil der Fischzähne. Jünger sind der Bernstein und die Skelette der mächtigen Säugetiere. Die immer neu auftauchenden Strontianitlager bringen jetzt selbst in dieses stille Gebiet die Fiber des wechselreichen Bergbaubetriebes.

Wo der Lehmgrund die Niederungen erfüllt, da gedeihen die herrlichen Eichen, die von je der Ruhm und der Stolz westfälischer Erde gewesen; und über die thon- und mergelreichen Hügelketten dehnen sich prächtige Buchenwaldungen hin.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Außerdem durchziehen das Münsterland zahllose rutenbreite, von Schlagholz und Eichen besetzte Grenzwälle, die sogenannten Wallhecken. Und was für Eichen! Jahrhunderte lang ist von unten her Nahrung hinzugeströmt und hat von oben des Bauern Beil die Kronen und Äste gekappt, und so sind im Laufe der Zeit diese wunderbar mächtigen „Knubben" entstanden, die unter ihren gewaltigen Wurzeln, in ihren mulmreichen Höhlungen und unter dem dichten Laubdache viel kleinen Raubtieren und dem gesangreichen Volke der Vogelwelt stets willkommene Schlupfwinkel und Nistplätze bieten — oder vielmehr boten; denn ihre Jahre sind schon gezählt, und mit den Wällen werden verschwinden Baum und Laub, Räuber und Sänger, Leben und Lustigkeit. Diese Wallhecken sind wie die Holstein'schen „Knicks" durchschnittlich 3 m und mit Einschluß der Gräben und des Landes, welches die Büsche darauf überragen, wohl 5 m breit, und sie nehmen im Münsterlande 8 % der Bodenfläche ein, liefern also zu der auf 18 % geschätzten sonstigen Waldfläche ein recht ansehnliches Kontingent.

Über den nördlichen Teil des Gebietes erstrecken sich noch ausgedehnte Flächen nutzbaren Waldbodens, welche nur mit Heidekraut bewachsen sind und zur Schafweide dienen.

„In dieser großen Niederung, wo an 30 Quadratmeilen Fläche als Heiden und Öden fast gänzlich der Benutzung entzogen sind, kommt doch der Ernteertrag der Ackerkrume gleich oder noch über die Gesamtdurchschnitts-Verhältnisse aller anderen Regierungsbezirke zusammen wie auch jedes einzelnen. Und doch haben die willkürlichen Stauungen der Wasserläufe und die vorwaltende Bebauung der höher liegenden Striche das Grundwasser so mächtig werden lassen, daß es den Ackerbau erschwert. So wird das von dem sandigen Höheboden begrenzte Niederungsgebiet der Yssel und der Bocholter Aa durch höchst unregelmäßig in alter Zeit angelegte Mühlenstaue, so werden die Abschwemmungen der rasch fließenden Bäche aus dem Mergelplateau von Recklinghausen, die vermischt mit dem sandigen Substrat des Emscherthales einen sehr fruchtbaren Lehmboden bilden könnten, durch die Aufstauung der Flußarme über die Höhe der Thalsohle versumpft."

Fruchtbarer noch wird das Land an den Berggeländen, wo der Boden zuweilen geradezu unerschöpflich erscheint: der Hellweg und die Soester Börde sind weit und breit bekannte Zeugen dieser Fruchtbarkeit; und als wolle die Natur ihren ganzen Reichtum über diese Gegenden ausgießen, gab sie dem Boden auch noch reiche Schätze an Salz, und weite Strecken Landes bedecken die Salinen mit ihrer eigentümlichen Tier- und Pflanzenwelt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Höher schon kommen wir in die Berge und Gebirge; im Norden und Nordosten erhebt sich der lange scharfgezeichnete Gebirgszug, Teutoburgerwald genannt, der Zeuge jener blutigen Kämpfe, in denen die Legionen der stolzen Roma vernichtet wurden, und der nun das Riesendenkmal des Helden Arminius trägt. Unweit davon erstreckt sich eine zweite Bergkette von der Haase bis zur Weser bei Minden hin, wo sich dieser westlichen Weserkette oder dem Wiehengebirge die östliche mit der Porta Westfalica anschließt. Dieser Boden ist blutgetränkt durch das hartnäckige Ringen Wittekinds gegen Karl den Großen, des harten rauhen Heidentums gegen die himmlische Liebe des christlichen Bundes; und wunderbare Sagen, deren Helden bald der große Frankenkaiser, bald der finstere Sachsenherzog, bald auch Reinold das kühne Haymonskind ist, schlingen sich noch um Baum und Stein, um Wald und Fels.

„Die Waldgebirge des höheren südöstlichen Westfalens in der Umgebung Brilons besitzen noch ihre ungestörte, wir möchten sagen weltferne Einsamkeit. In ihren schmalen Thälern erblickt man weder Dörfer noch einzelne Gehöfte, in den Hochwaldungen selbst haust nur hie und da ein Köhler in seiner kegelförmigen, aus Klafterholz und Rasen erbauten Hütte, die durch ihre Form an den Wigwam des Indianers erinnert. Unfern der Hütte verkohlt dann der Meiler, dessen Schwaden weithin durch den Wald dunstet. Aus der Ferne schallt zuweilen der Schlag der Äxte herüber, oder man hört das Knirschen und Knarren eines mit schwerwandelnden rotbraunen Ochsen bespannten Holzwagens, der auf abschüssigem, steinigem Wege hin und her geschleudert wird.“

Den südlichen Teil unseres Gebietes erfüllt ein reich abwechselndes Hochland, dem die Hauptgewässer Westfalens entspringen. Von dem Märkischen Steinkohlengebirge im Westen mit seinen gewerbfleißigen, raschwachsenden Städten und seinem Reichtum an schwarzen Diamanten, wo die Feuer der Hochöfen zehn und zwanzig Jahre lang ununterbrochen brennen und brausen, die ungeheuren Dampfhämmer bis zum Gewicht von 100 000 Pfund unausgesetzt dröhnen; wo die Wunderwerke der Industrie unserer Zeit, die eisernen Brücken, die Panzer der Kriegsschiffe, die Riesengeschütze, welche ihre Massen dagegen schleudern sollen, die Säulen und Bogen der Krystallpaläste entstehen, kommen wir über den kalk- und fruchtreichen Haarstrang und den Arnsbergerwald einerseits, und andrerseits über das Berggewirre des Märkischen Sauerlandes bei Iserlohn, Altena und Hagen, wo in den Kalksteinmassen tief verborgen die wundersamen Tropfsteinhöhlen sich wölben, und über Balve, aus dessen berühmter Höhle die versteinerten Knochen der Urbewohner unseres Landes

wieder ans Licht gezogen werden, zu dem Hochplateau des eigentlichen Sauerlandes, in das unfruchtbare Gebiet von Winterberg und des Kahlen Astenberges. Auf diesem höchsten Punkte Westfalens soll nunmehr ein monumentaler Bau, ein Aussichtsturm erbaut werden, wozu schon bedeutende Mittel gezeichnet und verheißen sind. Den größten Teil der sauerländischen Berge bilden Schiefergesteine, deren lose bröckelige Struktur bewirkt, daß die Regenwasser leicht aufgenommen und rasch durchgelassen werden. Daher springen und sprudeln an der Sohle dieses Hochplateaus, mit verwittertem Gesteine reich erfüllt, die Quellen nach allen Seiten, bis sie als Bäche und Flüsse die Ebenen befruchten und als schiffbare Wasserstraßen dem Menschen dienstbar werden. Lahn, Sieg und Lenne, Ruhr und Diemel und Eder und die kleineren Gewässer alle, die zum Teil, schon im grauen Altertum eine geschichtliche Rolle gespielt haben, sie schauen nun an ihren Ufern gewerbreiche Städte und einsame Höfe, eifrige, kohlengeschwärzte Scharen in hastigem Treiben, und blondhaarige Hirten in gedankenlosem Brüten, wie sie Annette von Droste-Hülshoff so drastisch beschreibt:

Schafe weideten am Heidewall.
Dicht über mir seh' ich den Hirten sitzen,
Er schlingt den Faden und die Nadeln blitzen,
Wie er bedächtig seinen Socken strickt.

. . . . . .

„Ave Maria" hebt er an zu pfeifen
So sacht und schläfrig, wie die Lüfte streifen.
Er schaut so seelengleich die Herde an
Daß man nicht weiß, ob Schaf er oder Mann.

Je nach den Grundbestandteilen des Bodens, ob Schiefer oder Kalk, ob Quarz oder Basalt, ob Kohle oder Sandstein, bildet sich auch der äußere Charakter der Berge, und je nach dem Substrat, aus dem die Pflanzen ihre Nahrung ziehen, wechselt auch vielfach das grünende und blühende Kleid, welches die Berge umhüllt mit saftgrünen Buchen oder ernst dunklen Kieferwäldern, mit lachenden, nahrungspendenden Wiesen oder mit dürftigen Heiden und kärglichen Schafweiden.

Wie Sommerfädenschimmer
Die Heide überspinnt!
Ich seh' ihr heiß Geflimmer,
Wie's flattert, webt und rinnt.
Aus krauser Nadeln Wolle
Dringt des Wacholders Rauch,
Und über der braunen Scholle
Steht gelb der Ginsterstrauch.

Fernab, bewaldet, blauet —
Gestreckt wie Wellenschlag —
Der Hügel Zug; es schauet
Durchs Laub der Hütte Dach;
Der Rauch steigt in die Höhe,
Als ob mit blauem Glanz
Ein Reiherbusch überwehe
Des Waldhaupts Turbankranz.

Im Hof, vor Holzesgattern
Seh' ich die Eichen stehn,
Seh' ihre Wipfel flattern,
Ein friedlich Bannerwehn.
Der Epheu schlingt mit Ranken
Saftgrün sich dicht hinan;
Geschirrlos hinter Planken
Geht weidend das Gespann.

Das Klima unseres Landes ist im allgemeinen ein gemäßigtes, aber mehr rauh und kühl als warm und angenehm zu nennen; Regen und Wind setzen das ganze Jahr selten aus, und der Ostwind, der für das ganze südlichere Land den klarsten Himmel und die angenehmste Luft mit sich bringt, tritt hier meist mit reichen Niederschlägen oder als staubaufwirbelnder, lungenzerstörender Tyrann auf. Nach meist regnerischem Winter kommt langsam und zaudernd der immer neu ersehnte Frühling, über das Pfingstgrün der Fluren lagert sich oft mit kalt einbrechendem Nordwind der übelriechende Rauch der niederländischen Moorbrände, und nicht selten mag es geschehen, daß man im Hochsommer um Mittag den eisernen Ofen zwingt, die Wärme zu liefern, die der Sonne zu spenden durch dichte Regenschleier oft tagelang verwehrt wird. In den waldlosen Niederungen bedecken sich in wolkenfreien Mai- und Juninächten die flachen Lachen und Tümpel mit Eis, und noch Mitte Juli sind Kartoffel und Buchweizen vor dem Erfrieren nicht gänzlich gesichert.

Das härtere Klima, die langanhaltende Abgeschlossenheit des Landes überhaupt und seiner Bewohner innerhalb ihrer einsamen Gehöfte, die stillen Heiden und öden Triften haben die Bewohner so gebildet, wie wir den Westfalen bisher gekannt haben und wie ihn Wolfgang Müller von Königswinter in der Maienkönigin schildert:

Und wie das Land, so sind die Leute.
Wie's gestern war, so ist es heute
In ihren Herzen; offen, grad,
Schnurstracks, so wandeln sie den Pfad,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stark, fest in dem, was sie erfaßt,
Doch ruhig immer, nie in Hast,
Dann aber zäh und unverdrossen.
Der Mensch ist dort so abgeschlossen
Fast wie sein Haus, das seine Gipfel
Einsam ausstrecket in die Wipfel
Des Hains und aus den Fenstern weit
Hinsieht auf Wies' und Feldgebreit'.

Seit jeher haben die Westfalen das Zusammenleben in Dorf und Stadt eher gemieden wie gesucht.

Sie hatten keine Städte. Es litt ihr Freiheitsdrang
Nicht gern der Mauern Enge; an eines Berges Hang,
Im Schatten dunkler Eichen lag hie und da ein Haus,
Das machte rings umpfählet des Sachsen Wehre aus.

Und dieses charakteristische Haus, das wir mit wenigen Modifikationen in derselben Anlage finden von den Niederungen Hollands bis zur Weser, von den Quellen der Sieg und Lenne bis zu denen der Haase, verdient wohl hier eingehend beschrieben zu werden.

Das westfälische ländliche Gehöft (vgl. Fig. 1) hat auch in der Jetztzeit den Charakter des Althergebrachten noch nicht verloren; es bildet einen kleinen Staat im Staate für sich. Wenn auch die tiefen Wassergräben, welche rings das ganze Gehöft umgaben, teils verschüttet, teils verunkrautet, und die starke Schutzwehr aus Pfählen durch einen leichteren Bretterzaun oder eine dürre Reisighecke ersetzt ist, so erinnert diese Umzäunung doch noch lebhaft an die Zeiten, wo sie gegen den ersten Anprall feindlicher Angriffe das Besitztum zu schützen hatte.

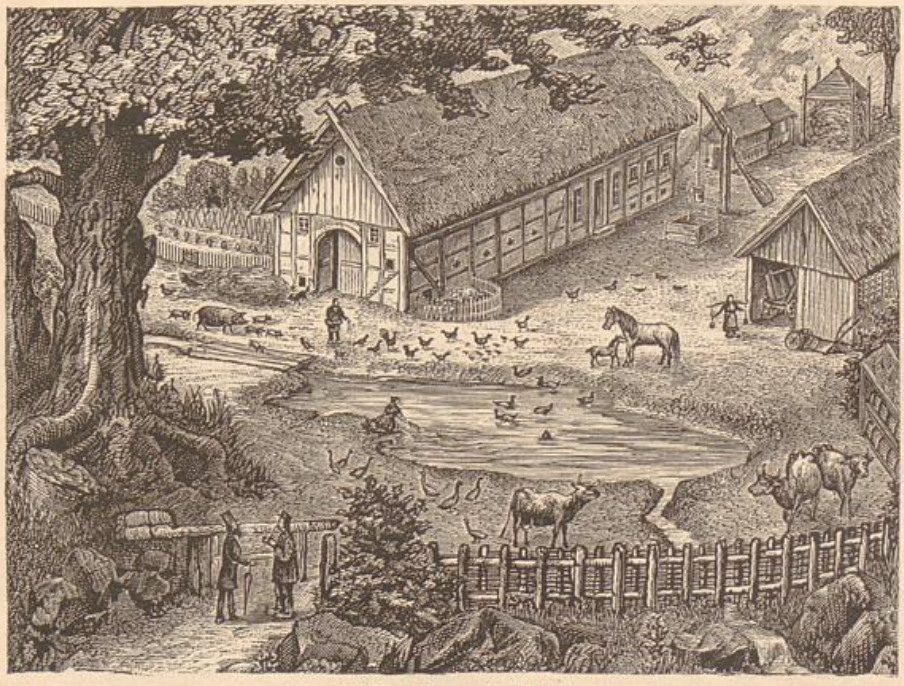
Das Hauptgebäude des Hofes bildet das stets einstöckige Bauernhaus in Fachwerksbau. Menschen und Vieh wohnen hier unter einem Dache. Seine ganze Einrichtung ist für unsere Provinz eigentümlich.

Das westfälische Bauernhaus bildet im Grundriß ein langgestrecktes Rechteck, welches durch zwei Querscheidewände in drei Hauptabteilungen geschieden wird; diese sind: 1. die Tenne, 2. die Küche und 3. die Wohnräume. Die Mauern sind aus Fachwerk aufgeführt, in dem gebirgigeren Teil von Westfalen aus Bruchsteinen.

Schon die vordere Giebelwand, welche die Tenne nach dem Hofe hin abschließt, hat ihre Eigentümlichkeiten. Durch eine große gewaltige Thür (Niendüör genannt) kann man bequem mit einem beladenen Heuwagen auf die Tenne fahren. Dieses Einfahrtsthor wird häufig quer überdacht, und bildet mit dem so gedeckten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eingange das „Büörschöpsel". Links von diesem Haupteingange liegt der Hofhund angekettet; ein Loch in der Mauer führt in sein Nachtlager, und die außerordentlich lange Kette giebt ihm hinlänglichen Spielraum, die ganze Giebelfront des Hauses zu bestreichen, um dem Fremden den Eingang zu verwehren. Neben dem Hundeloch finden Enten und Gänse durch eine besondere Öffnung ihren Eingang in den Stall. Rechts vom Haupteingange ist in der Regel die Hühnerleiter angebracht; eine kleine Öffnung führt vom Ende derselben in den Hühnerstall (Höhnerwiem). Die Hühner sitzen dort über den Kühen auf Stangen. Diese Einrichtung ist höchst zweckmäßig;



Westfälischer Bauernhof (Fig. 1).

die Hühner haben hinreichende Wärme, werden nicht vom Ungeziefer geplagt und sind vor dem Überfall von Raubtieren genügend geschützt. Der Giebel ist mit Brettern verklappt; in dem oberen spitzen Winkel ist ein rundes Loch ausgesägt, welches der in der Regel auf dem Boden nistenden, so nützlichen Eule freien Ein- und Ausflug gestattet, und auch „Ulenflucht" genannt wird. Die Giebelsparren ragen über dem Dachfirst sich kreuzend etwas vor; nur hie und da findet man heutzutage diese Enden in der Form von Pferdeköpfen geschnitzt; jedenfalls war das in früheren Zeiten häufiger der Fall; immerhin sind sie als das uralte Symbol des Sachsenstammes zu deuten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Treten wir durch die mächtige Thür auf die Tenne (Diäle). Den Fußboden bildet ein fester Belag aus Lehm oder Kalkguß (Kalk mit grobem Kies); auch findet man ihn mit kleinen Steinchen dicht gepflastert oder mit größeren Steinplatten belegt. Weil dieser Boden zum Ausdreschen des Getreides benutzt wird, muß er eben eine solche Festigkeit haben.

An den Längsseiten der Tenne befinden sich die Viehställe. Die Futtertröge stehen in Längsreihen dicht aneinander, und an denselben sind in der Regel rechts die Kühe, links die Pferde aufgestallt. Die Kühe werden meist angekettet, die Pferde laufen frei im Stall umher. Der Schweinestall liegt rechts in der Ecke neben der Haupteingangsthür, und hat nach außen auf dem Hofe einen mit Pallisaden umzäunten Laufplatz, wenn diesen Tieren nicht der ganze Hof als Tummelplatz freigegeben ist. Von der Tenne aus kann das sämtliche Vieh bequem gefüttert und zugleich übersichtlich beobachtet werden. Über den Viehställen heißen die Räume, gleichsam im ersten Stockwerk, die „Hille". Diese ist teilweise nach der Tenne offen und dient als Vorratsraum für trockenes Viehfutter aller Art; über den Pferdeställen ist sie zu Kammern eingerichtet, die den Knechten als Schlafstuben zugewiesen sind. Man gelangt in eine solche Stube vermittelst einer versetzbaren Leiter.

An den Pfosten der Hille hängen an hölzernen Haken (Hillenhaken) Sensen (Seißen), Heugabeln (Forken), Mistgabeln (Greepen), Dreschflegel, eiserne Ketten und dergleichen anderes kleineres Wirtschaftsgerät. Auch sind dort die Nester für die Hühner, meist umgestülpte Strohbienenkörbe (Immhüwen), angebracht.

In der hölzernen Decke der Tenne befindet sich eine Öffnung (Luke), durch welche vom eingefahrenen Getreide- oder Heufuder die Ernte direkt auf den großen Bodenraum geschafft wird. Das strohgedeckte Dach schützt selbst vor dem feinsten Schneegestöber des eisigen Winters.

Da das Tennenthor selten völlig verschlossen ist, namentlich im Sommer nicht, so bauen die Rauchschwalben gern an den Balken der Decke ihre Nester.

Die Wand, welche die Tenne von der Küche trennt, ist in einigen Gegenden ganz aus Holz und thürartig zu öffnen. Beim Einfahren des Getreides wird sie losgeklappt, das Fuder fährt bis in die Mitte des Hauses und die ebenfalls in der Mitte der Decke angebrachte Luke erleichtert die Arbeit beim Abladen auf den Boden.

Vielfach ist jedoch die Wand fest, und enthält nach alter Einrichtung die Bettlade des Hofbesitzers, die in einem geräumigen schrankartigen Kasten, „Durk" genannt, angebracht ist. Gewiß eine sinnreiche patriarchalische Einrichtung; denn nun ist der Hausbesitzer auch bei Nacht imstande, sein ganzes Hauswesen zu beaufsichtigen. In

sehr vielen Fällen ist dieser Bettkasten auch neben dem Herde in die Wand eingelassen; jedoch immer so, daß man im Bette liegend Küche und Tenne übersehen kann.

Eine kleine Thür, oben mit einigen Glasscheiben versehen, führt durch diese Wand von der Tenne in die Küche. Dieser Thür gegenüber, also an der Hinterwand, liegt der Herd. Die Wand wird durch eine große Eisenplatte gegen das Feuer geschützt. Figuren der verschiedensten Art, namentlich Darstellungen aus der biblischen Geschichte, zieren dieselbe. Zur Feuerung wird Reisig (Busken) und Knubbenholz benutzt, welches die Wallhecken des Besitztums in Fülle liefern. Zwei niedrige eiserne, versetzbare Gestelle, Brandruten (Brandroden) genannt, verhindern, daß das Holz dicht auf den Boden fällt und befördern also auch das Brennen. Soll das verglimmende Feuer zu stärkerer Glut angefacht werden, so bedient man sich eines langen eisernen Blasrohrs, „des Püsters", der leider auch anderweitig bei Streitigkeiten in Westfalen eine traurige Berühmtheit erlangt hat.

Über dem Herdfeuer, etwa in einer Höhe von $2^1/_2$ m, ist vor dem Schornstein eine starke Holzstange quer befestigt, der „Haolbaum". An diesem hängt das „Haol", d. i. eine lange und schmale Eisenplatte mit grob sägeförmigen Randeinschnitten. In letztere faßt ein eiserner Haken, der an den Einschnitten höher oder niedriger gestellt werden kann, um den daran hängenden Kessel mehr oder weniger dem Herdfeuer zu nähern.

Das Feuer erlischt auf dem Herde fast nie. Des Abends werden die Kohlen mit Asche bedeckt und am andern Morgen von neuem angefacht. Die sich ansammelnde Asche wird in einen hinter der Herdwand angebrachten Raum durch das „Aschenloch" geschüttet und später beim Reinigen der Wäsche zur Herstellung der „Lauge" verwertet.

Auch finden sich in der Herdwand zwei kleinere Nischen, in welchen das Feuerzeug Unterkommen findet. Dieses bildete in alter Zeit der „Tüntelpott": Feuerstein, Stahl und verkohlte Leinenlappen in einer Blechdose verwahrt; daneben Holzspäne mit Schwefelrändern („Schwäfelsticken") zum Zünden des glimmenden Funkens. Die dort befindliche Lampe wird wegen des hellen Feuerscheines des Herdes selten angezündet.

Der geräumige Rauchfang dient einem doppelten Zwecke. Im Innern bildet er den Wiemen (Wiem), ist noch häufig durch eine hoch belegene Kammer vergrößert, welche Rauchbühne (Raukbüehn) genannt wird, und enthält das zu räuchernde Fleisch. Speckseiten, Schinken, halbe Köpfe, Würste hängen auf Holzstäbe (Schnösen) gereiht an der oberen Decke. Mit der „Fleischgabel" (Fleeskgaffel) werden diese an Ort und Stelle geschafft.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der vorspringende Außenrand, sowie die ganze Außenfläche des Rauchfanges heißt „Bosen“. Auf ersterem paradiert der Reichtum an zinnernem und kupfernem Geschirr; vor letzterer irgend ein Heiligenbild nebst den obligaten Palmbäumen, von denen bei eintretendem Gewitter Bruchstücke auf dem Herde zur Abwehr des Unheils verbrannt werden. Auch zündet man dann gern die dort befindliche Lichtmeßkerze an.

Auf dem Herde wird die Speise für Menschen und Vieh gekocht. Um das Herdfeuer versammelt sich nach vollbrachter Arbeit das ganze Wirtschaftspersonal; hier steht der Sorgenstuhl des alten Großvaters, wie der „Paoterstohl“ des jüngsten Sprößlings.

Die Küche dient auch als Speisezimmer. Eine große und lange Tischplatte ist an dem einen Ende beweglich an der Wand befestigt. Zur Essenszeit wird diese, die übertag an der Wand aufgeklappt mit einer Krampe befestigt war, niedergeklappt und am Ende in Tischhöhe gestützt. Die mehr flüssigen Speisen werden in großen Näpfen (Kümpen) aufgetragen, aus denen mit dem hölzernen Löffel Jeder nach Belieben zulangt. Zur Aufnahme kompakterer Speisen fand man in alter Zeit diese Tischplatte in Form platter Teller ausgehöhlt, und in diese flachen Tischmulden bekam jeder seinen Teil. Heutzutage hat diese primitive Einrichtung schon meist den modernen Porzellantellern weichen müssen. Beim Beginn der Mahlzeit klopft der „Baumeister“, d. i. der Großknecht mit dem Messergriffe auf den Tisch; der Schweinehirt, als der jüngste, verrichtet das Tischgebet. Auch den Schluß der Mahlzeit giebt der Großknecht durch Aufklopfen an; niemand darf dann mehr zulangen.

Das Brunnenwasser ist neuerdings häufig durch eine Pumpe in die Küche geleitet. Jedoch findet man auch noch vielfach den offenen Brunnen („Pütt“) auf dem Hofe. Über einem senkrechten Ständer liegt wie ein Wagebalken beweglich ein Baum, an dessen dünnerem und längerem Ende an einer Stange der Eimer hängt, eine Einrichtung, wie wir sie auf den Bildern ungarischer Pußten zu sehen gewohnt sind.

Die dritte und letzte Abteilung des Bauernhauses umfaßt links die „beste Stube“, welche zum Fremdenempfang für Leute aus der Stadt benutzt wird. An den langen Winterabenden, wo es nicht viel Arbeit im Freien giebt, dient sie als Spinnstube für die Mädchen. Rechts liegt der Milchkeller, in der Regel nicht sehr tief, und über demselben die „Aufkammer“ (Upkammer). Auf letzterer stehen dann namentlich die „Koffer“ mit Leinen, Kleidungsstücken und sonstigen Wertgegenständen.

In der Regel führt von der Küche jederseits der Tennenthür noch eine Thür in eine kleine Stube, welche dem Raume nach in der Reihe der Viehställe auf der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tenne belegen sind. Über denselben liegen die Schlafstellen für die Mägde, von der Küche her vermittelst einer Leiter zu ersteigen.

So dient denn das westfälische Bauernhaus in kompendiösester Weise allen Wirtschaftsbedürfnissen. Aber auch zu außerordentlichen Festgelegenheiten, wie zum Hochzeitsschmause und Tanzlustbarkeiten, bietet die Tenne hinreichenden Raum. Die Dorfmusikanten auf der Hille fiedeln ihre Weisen, die Menschen vergnügen sich, und das Vieh glotzt verwundert drein in das tolle ungewohnte Treiben.

„Wer in seinem Empfinden — so schreibt Ferdinand Lindner — nicht tief von der Eigenart des westfälischen Bauernhauses berührt wird, der muß von allen Göttern verlassen sein. Wenn ich so des Abends am Herdfeuer saß, wenn der Rauch rötlich angeleuchtet in leichten Wolken zu den Balken hinaufklomm und wie ein Schatten im Dunkel der Diele verschwand, in der man kaum etwas anderes, als die im Widerschein des Feuers glänzenden Augen der Rinder sah, wenn dann die Flamme heller aufzuckt und die altertümlichen Roßzeichen aus den Rauchwolken gespenstig herauszuspringen schienen — in solchen Augenblicken hätte ich mich wahrlich nicht gewundert, wenn drüben aus der Thür ein alter sächsischer Krieger getreten wäre und Speer und Schild an den dunkelglänzenden Balken gehängt hätte. Niemand wird sich dem Zauber der Poesie zu entziehen vermögen, welcher ein solches westfälisches Haus und seine uralten historischen Formen umgiebt.

„Das westfälische Gebiet wird einst ein durchaus anderes Gesicht zeigen — die Heide wird Wälder und Felder tragen lernen; das dunkle Moor wird verschwinden und lachenden grünen Fluren Platz machen; das Plattdeutsch wird Jahr um Jahr mehr absterben, und so wird einst die Zeit kommen, wo das letzte Herdfeuer erlischt und das letzte Strohdach verschwindet!“

Ist es doch jetzt schon verboten, bei Neubauten die Dächer mit Stroh zu decken; die prosaischen Ziegelpfannen sind ja zweckmäßiger gegen Feuersgefahr. Der holzgefräßige Herd ist schon vielfach verschwunden und durch eine eiserne Kochmaschine ersetzt. Das muntere Geklapper der Dreschflegel ist verbannt durch das heulende Schnurren der Dreschmaschine. Hinter der Aufkammer werden Zimmer gebaut, sogar ein Saal fehlt selten, wenn der Erbauer ihn auch kaum benutzt. Zwar steht in demselben ein in der Stadt ausrangierter Klimperkasten, ein Pianino, aber auf dem Boden liegen Äpfel, Birnen, Erbsen und Bohnen wie in einer Vorratskammer.

Doch kehren wir wieder zu der alten Wirklichkeit zurück, in der wir unsere ländlichen Hauseinrichtungen noch vielfach finden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In ärmlichen, namentlich in Heide- und Moorgegenden sind die Häuser noch viel einfacher, als die vorhin geschilderten; sie bilden jedoch den Typus, aus dem sich das behäbige westfälische Gehöft im Laufe der Zeit entwickelt hat. Die überall gebräuchlichen Schäferkarren erinnern noch an die Wagenburgen der umherziehenden Urstämme unter Ariovist. Erdhöhlen finden sich als Wohnungen bei den Zigeunern in der Grafschaft Berleburg und vervollkommneter im Tecklenburgischen. Dann werden Pfosten in die Erde gegraben und die Sparren mit Stroh bedeckt darauf gelegt. Küche und Tenne sind noch nicht von einander getrennte Räume. Über dem Herde findet sich noch kein Schornstein, der Rauch muß zur Thür hinaus. Die Schweine werden in der Küche gefüttert! Diese Einrichtung veranlaßte Schwarz zu der scherzhaften Äußerung: „Menschen, Vieh und Rauch gehen zu einem Loch hinaus."

Von praktischer Seite aus betrachtet hat das oben beschriebene westfälische Bauernhaus manches für sich, namentlich für kleinere Wirtschaften, wo der Hausherr zugleich Großknecht und die Hausfrau zugleich das Vieh zu besorgen hat. Für eine rationell betriebene größere Wirtschaft unserer Tage bringt eine derartige Einrichtung viele Nachteile, welche die geringen Vorzüge bei weitem überwiegen.

Der Bauernhof vervollständigt in seiner Einrichtung das Bild eines kleinen Staates. Ein besonderes kleines Gebäude, das Backhaus, einfach auf „Backs" verkürzt, fehlt nie und dient zum Brodbacken. Es besteht aus einem Backofen, der oben von einem Dache geschützt wird. Soll darin der westfälische schwarzbraune Pumpernickel gebacken werden, so beläßt man die angesäuerten riesigen, 40- bis 60pfündigen Roggenbrode, wozu nicht selten ein Scheffel Mehl verwendet wird, 24 Stunden in dem Ofen und verschmiert die Ofenthür luftdicht mit Lehm.

Auch der Speicher („Spieker") bildet ein besonderes Gebäude; er enthält in der Regel zwei Stockwerke, deren Räume zur Aufspeicherung des ausgedroschenen Getreides benutzt werden.

Kartoffeln, Rüben, Möhren u. dergl. werden in mit Stroh ausgelegten Erdgruben aufbewahrt und von oben mit Stroh und Erde gegen die Winterkälte geschützt.

Der sog. Schoppen, ein von oben gut, von den Seiten meist wenig geschütztes, vorn wenigstens stets offenes Gebäude dient als Schutz für die Ackergeräte, wie Wagen, Pflüge u. s. w. Die Eggen hängen in der Regel draußen an der Wand des Schoppens.

Aus den Ställen wird der Dung direkt auf den Misthaufen des Hofes geworfen. Dieser liegt entweder seitlich vor der „Niendüör" oder an der Längsseite

des Hauses. Die Flüssigkeit rinnt mit Regen gemischt in den Teich „Spöldiek", eine Wasserlache, welche Enten, Gänsen und Schweinen zum Tummelplatze dient.

Das Bienenhaus (Immschur) findet seinen Platz gewöhnlich in dem am Hause liegenden Garten, der ringsum von einer Weißbuchenhecke eingezäunt ist; auch wird aus diesem Gehölz an der äußersten Grenze eine Laube, „die Maikaste", gezogen. Nur wenige Blumen zieren den Garten, unter denen die dicht gefüllte Gartenrose, einige Nachtviolen und ein Buchsbaum selten fehlen. Der Obstbau ist noch stark vernachlässigt und die Bäume wachsen ohne besondere Pflege auf.

In der Regel stehen auf dem Bauernhofe uralte ehrwürdige Eichen; in der Nähe des Dunghaufens erhebt sich ein mächtiger Birnbaum; auch hohe Pappeln, in deren Wipfel die Elster so gern ihr weithin sichtbares Nest anlegt, könnten den Reiz dieses ländlichen Stimmungsbildes nur erhöhen, wenn uns nur nicht der unsägliche Schmutz und die grenzenlose Unordnung auf dem Hofe immer und immer wieder in die prosaische Wirklichkeit zurückversetzte.

Im Sauerlande leben die Bewohner in Städten und Dörfern und nicht, wie im nördlichen Westfalen, auf einzelnen Höfen angesiedelt. Daher kennt man hier auch nicht die mißtrauische Zurückhaltung gegen alles Fremde, die dem Bewohner der Ebene eigen ist.

Um das Gehöft ringsum liegen die Felder, die Kämpe mit den unvermeidlichen Wallhecken, und die einzelnen Waldparzellen, „Busch" genannt, die dem ewig flammenden Herde die Nahrung zeitigen. Die Wege dorthin sind nicht breiter als durchaus nötig und werden nur im äußersten Notfall ausgebessert, gewöhnlich mit Reisig und Knüppeln querüber belegt, und heißen dann Knüppeldämme. Manchmal führt der Weg quer durch breite Wasserrinnen und flache Bäche, ja die Wasserstraßen, die Betten seichter Gewässer, werden mit Vorliebe als natürliche Straßen benutzt und erhalten: ein billiges Geschenk der Natur, das der sparsame Bewohner mit Dank empfängt und verwertet.

Die Felder unterscheiden sich durch die Art ihrer Bebauung schon auf den ersten Blick von denen des Rheinlandes z. B., denn letztere ziehen sich breit, flach und gleichmäßig hin, während der Bebauer der roten Erde seine langgestreckten Äcker wellenförmig zusammenpflügt. Schon Plinius erzählt, daß die Sueben, als sie sich zum Ackerbau bequemt, durch Anhäufung der nicht allzu fruchtbaren Bodenschichten von den Seiten nach der Mitte hin diese wellenförmig erhöht und dadurch fruchtbarer gemacht hätten. So pflügt auch der westfälische Ackersmann noch vielfach, und in die zwischenliegenden Grenzfurchen und deren nächste Umgebung, die vor

Einführung von Drainage meist im Wasser lagen oder doch aus Schlamm bestanden, wurde eine Grasart gesät, die auch auf diesem ausgemergelten und wasserreichen Boden noch gedeiht und dürftigen Ertrag giebt. Es ist dies die Roggentrespe, Bromus secalinus L.

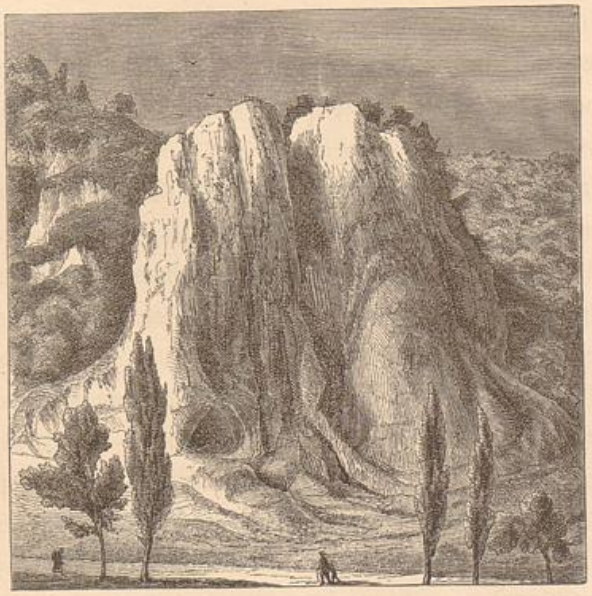
Wie lange aber noch werden sich solche interessante, charakteristische Eigentümlichkeiten erhalten? Unsere ganze Provinz mit ihren Bewohnern und deren Heimstätten, mit Sprache und Sage, mit ihren Herden und Haustieren, ihren Kämpen und Heiden wird aufgehen in dem Allgemeinbilde, zu dem die alles umfassende Kultur, der immer lebhafter werdende Weltverkehr die lokalen Unterschiede von Land und Leuten des engeren und weiteren Vaterlandes verschmelzen will. Um so mehr aber müssen wir bedacht sein, das, was noch in Menschen- und Tierwelt, bei Land und Leuten eigentümlich und als solches erhaltenswert erscheint, in Wort und Bild für uns und spätere Nachkommen zu erhalten, und dazu werden alle, die den Namen Westfalen mit Verständnis tragen, ihre Hand uns bieten.

Die Höhlen Westfalens verdienen ihrer Zahl, Größe und Schönheit wegen besonders beschrieben zu werden, wie denn überhaupt die gebirgige Gegend unserer Provinz reich ist an schönen und anmutigen, an großartigen und wildpittoresken Formen, die mit ihren landschaftlichen und malerischen Reizen an Schottlands Berge erinnern. Namentlich die Gebirge der Ruhr und Lenne, schon weit vor der Erhebung des Teutoburgerwaldes der Tummelplatz urweltlicher spülender und nagender Fluten, zeichnen sich durch scharfgezackte, schroffgespaltene, reichzerklüftete Felsgebilde aus. Charakteristisch in dieser Beziehung und überraschend reich an Höhlen und Grotten, an Gängen und Klüften ist ein Gebirgszug, das Rheinisch-Westfälische Kalkgebirge. Diese mächtigen Kalklager, welche der oberen Abteilung des mittleren Devonischen Schichtensystems angehören, treten von Erkrath bei Düsseldorf her zwischen Elberfeld und Schwelm in unsere Provinz ein, durchschneiden dieselbe in einem ost-nord-östlich streichenden Höhenzuge über Hohenlimburg, Iserlohn und Sundwich bis jenseits Brilon zur Waldeck'schen Grenze hin; treten ferner in einem zusammenhängenden Seitenzweige zwischen Altena und Balve, und endlich in einzelnen inselartigen Partieen und zum Teil im Lenneschiefer eingeschlossen bei Meinerzhagen, Eilpe, Attendorn, Elspe und anderwärts auf.

Diese Kalksteinlager, einstmals auf dem Boden eines Urmeeres niedergeschlagen, durch gewaltige Veränderungen und Erschütterungen in der Erdrinde gehoben und zerworfen, bestehen bis zu 95% aus kohlensaurer Kalkerde, welche in kohlensäure-

haltigem Wasser löslich ist, und boten so den atmosphärischen Niederschlägen viele Jahrtausende hindurch ein dankbares Feld der bauenden und zerstörenden Thätigkeit. Die nimmer rastenden Wasser des Himmels zwängten sich durch alle Sprünge und Risse, machten die Spalten zu offenen Gängen, höhlten die Klüfte des Gesteins zu gewaltigen Bogen aus und führten Stunde um Stunde, Jahr um Jahr, Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch die aufgelösten Massen des Kalkes mit sich fort, um sie teils in die Thäler und Ebenen zu entführen, teils in anderen Höhlen und Grotten als wunderherrliche Tropfsteingebilde wieder niederzuschlagen.

Viele solcher Höhlen mit noch ungeahnten Schätzen und Herrlichkeiten sind bis heute noch nicht dem Licht und dem Leben erschlossen worden; seit unvordenklichen Zeiten lebt und regt sich in ihren finsteren Grüften nichts als die Wassertropfen, die in immer gleichem Falle wie Pulsschläge der Ewigkeit die Luft durchzittern und unmerklich langsam, aber stetig an den lichtweißen Gebilden wirken, an denen kommende Geschlechter sich ergötzen werden, wie unsere Zeit an den Wundern der kaum erschlossenen Dechenhöhle.



Mönch und Nonne bei Letmathe (Fig. 2).

In anderen dieser Höhlen sind in wechselnden Zeiträumen wilde, schutterfüllte Fluten hineingestürzt, haben die tausendjährige Arbeit jäh gestört und zerrissen und dafür die gewaltigen Räume oft bis zur Decke hin mit ihren Schuttmassen erfüllt. Dazwischen die Schädel, Zähne und Knochen urweltlicher Tiere wirr durcheinander geworfen, wie die tobenden Fluten sie auf den Tummelplätzen des Lebens und den großen Grabstätten der Oberfläche zu sammeln und zu mengen pflegen; teils so verwittert, daß der von ihren Resten durchtränkte fette Lehmboden nur noch durch den Geruch und die enorme Dungkraft seinen Inhalt verrät, teils in den kleinsten Teilen wohl erhalten und an der Luft noch zu fast klingenden Massen erhärtend.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wieder andere dieser Höhlen sind in frühesten Zeiten schon entweder selbst von Menschen bewohnt oder durch sie mit phantastischen Wesen bevölkert, als Orte der Weihe benutzt und verehrt, oder als Wohnsitz gefährlicher Unholde gefürchtet und gemieden worden.

Gehen wir diese Höhlen in ihrer geographischen Reihenfolge bzw. dem oben bezeichneten Höhenzuge folgend, durch, so finden wir zunächst bei Vörde eine „die Klutert" genannte Höhle, die sich mit einem Gewirre von Gängen wohl stundenweit in das Gebirge erstreckt; zwischen Haspe, Hagen und Eilpe neben einer Menge sogenannter Schlotten, vielen offenen Klüften und kleinen Höhlen die größere Höhle bei Hilgenbecke, aus festem Kalkstein ohne Lehm bestehend, also auch ohne Knochenreste, etwa 130 m lang; und eine über 16 m lange und 1 m weite, fernerhin schmaler sich fortsetzende gedeckte Kluft in einem Steinbruch bei Eilpe, welche wohl mit Lehm und Kalksteinbrocken gefüllt ist, aber noch keine Knochen geliefert hat.

Die in einem Seitenthälchen der Ennepe liegende Höhle von Haspe, eine Klufterweiterung von etwa 7 m Länge, Breite und Höhe, ist auf fossile Einschlüsse noch nicht untersucht. Die Oegensteiner oder Limburger Höhle im Oegensteiner Berg, welche bei den Untersuchungen durch Dr. Fuhlrott im Jahre 1869 Zähne und Knochen von Nashorn, Hirsch, Pferd u. s. w. lieferte, ist seitdem in Steinbrüchen verschwunden.

In den Thälern der Lenne und des Grünebachs bei Letmathe und der Grüne waren früher, ehe Steinbruchbetrieb und Eisenbahnbau die ganze Physiognomie der schönen Gegend verändert hat, zahlreiche Höhlen vorhanden, deren portalähnliche Mündungen neben und übereinander an den Thalwänden sich öffneten, und in deren Schuttmassen reiche Schätze an fossilen Tierresten gefunden worden sind. — In dem den Weg von Letmathe nach der Grüne zierenden mächtigen Felsenpaare, Mönch und Nonne (Fig. 2) genannt, und zwar in dem ersten der beiden Kolosse, klafft in 13 m Höhe der Eingang zu der über 35 m tiefen, hochgewölbten Grürmannshöhle, die einst bis zur Decke mit lehmigen Schuttmassen, äußerst reich an fossilen Tierresten, erfüllt gewesen, jetzt aber vollständig geräumt ist. Infolge einer Vereinbarung zwischen dem Besitzer und der Regierung in Arnsberg ist ihre und der beiden prächtigen Felsen Erhaltung einstweilen gesichert.

In dem anschließenden Seitenthälchen nach dem Dorfe Östrich zu liegt die Martinshöhle, aus zwei bedeutenden kellerartigen Gewölben bestehend, und reich an Schutt mit Scherben, Holz- und Knochenstücken, die auf ein Bewohntsein von Menschen in neuerer Zeit schließen lassen, und in tieferen Schichten mit fossilen Knocheneinschlüssen vielerlei Art. In derselben Gegend sind nach von Dechen noch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

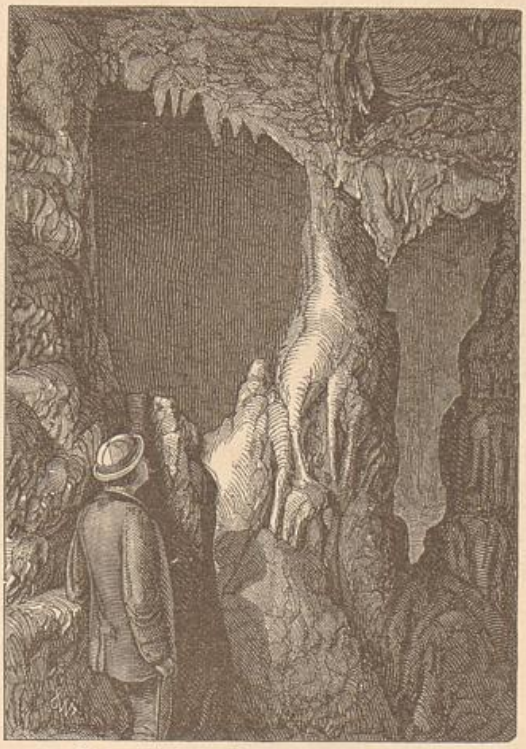
Höhlen vorhanden im Mühlenthale, am Supp an der rechten Seite der Schledde, am rechten Abhang der Dröscheder Schlucht, an der Straße nach Iserlohn bei Röttger in der Obergrüne, zwischen dieser und der Dechenhöhle unter der Eisenbahn her, und endlich in dem Felsen, worauf das eiserne Kreuz steht, nördlich des von Iserlohn nach der Grüne führenden Fußweges.

Dechenhöhle („Kaiserhalle") (Fig. 3).

Die schönste und bekannteste der westfälischen Tropfsteinhöhlen, die Dechenhöhle an der Bahn von Letmathe nach Iserlohn, 1868 durch Zufall beim Bau des Bahnkörpers entdeckt, verdankt die rasch erlangte Berühmtheit den herrlichen, wunderbar reichen Tropfsteingebilden, welche ganze Reihen von Grotten und Hallen, Säulen und Pfeilern bilden (Fig. 3 und 4). Diese stummen Zeugen einer aus Urzeiten herrührenden, für eine unendliche Zukunft noch thätigen Wirksamkeit des dunklen Erdinnern überwältigen den Beschauer; aber dem frischen, fröhlichen Treiben der Natur ist diese Wunderhöhle nie erschlossen gewesen, und in dem ewigen Kreislauf des Lebens hat sie nie eine thätige Rolle gespielt. Die reichen Funde an fossilen Knochen, welche der hin und wieder abgelagerte Lehm enthält, sind mit diesem eingeschwemmt und erscheinen zum Teil stark abgerieben wie Flußgeschiebe, das lange in bewegtem Wasser umher getrieben worden ist.

Die Sundwicher Höhlen, östlich von Iserlohn in einer Reihe nebeneinander gelegen, sind insofern von besonderem Interesse, als sie am frühesten die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen und sich von Anfang an als sehr ergiebig an Knochenfunden gezeigt haben. Es sind ihrer vier: die alte oder große Höhle, deren Einschlüsse wahrscheinlich durch die Sinterumhüllung so wohl erhalten geblieben, daß die Knochen noch mit dem tierischen Leim versehen sind; die Prinzenhöhle,

klein, aber mit schönen Tropfsteingebilden ausgeschmückt; die Heinrichshöhle, in deren vorderem Hauptgange die erdige Schuttmasse durch horizontale Sinterlagen in zwei bzw. drei verschiedene Schichten gesondert ist, und die sich im Hintergrund in einen tief bis zur Thalsohle reichenden Schacht niedersenkt; und der hohle Stein (Mönkeshol oder Zwerg-Loch), eine weite Halle mit gewölbter Decke und zwei portalähnlichen Eingängen. Hieran schließt sich das sogenannte Felsenmeer, eine große Bodensenkung mit kolossalen Felsblöcken wirr übersät, das in zwei verschiedene Teile zu trennen ist: das östliche, alte Felsenmeer ist durch eingestürzte Höhlen gebildet worden, während der andere Teil seine Entstehung einem uralten Bergbau auf den die Kalksteinmassen durchsetzenden Roteisenstein verdankt.



Dechenhöhle („Nixengrotte") (Fig. 4).

Wir kommen nunmehr in das Hönnethal und zu dem höhlenreichen Terrain des Klusensteins, wo sieben größere und kleinere Höhlen ihre Mündungen dem Flußthale zuwenden, und wo die Hönne in der trockenen Jahreszeit in den Boden sinkt, um eine Strecke weit unterirdisch zu fließen. Die Höhlen sind teilweise noch nicht untersucht, aus anderen sind reiche Funde an fossilen Knochen, namentlich Zähne vom Höhlenbär und Backenzähne vom Mammut, dann auch Waffen und Geräte aus Feuerstein und Kieselschiefer gefunden, leider aber nach allen Richtungen hin zerstreut worden.

Zu den interessantesten, weil am besten durchforschten, gehört die Höhle bei Balve (vgl. Fig. 5), etwa 12 m über der Thalsohle, in der abschüssigen Wand eines gewaltigen Kalkfelsens. Der Eingang ist, bei 7 m Höhe und 20 m Breite an der Basis, flach gewölbt, und enthält einen domartigen, in sich abgeschlossenen Hohlraum, wie Deutschland keinen zweiten in solcher Größe besitzt, und der vielleicht ungemessene Zeiten hindurch Menschen und Tieren zum Leben und zum Sterben, als Wohnung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und als Grabstätte gedient hat. Wenn auch von Menschen keine Schädel oder Knochen gefunden worden sind, so doch Beweisstücke seiner Anwesenheit und Thätigkeit zu einer Zeit, als Bären und Hyänen längst ausgestorbener Arten dort hausten, der Riesenhirsch dem Feuersteinpfeile des streifenden Jägers zum Opfer fiel; als das Urpferd seine Kraft noch nicht dem Dienste der Menschheit lieh, und Mammut und Nashorn, Tiere, die wir uns nur mit den unerschöpflichen Nahrungsquellen tropischer Gegenden in Verbindung zu denken gewöhnt sind, und die hier mit den typischen Gestalten des eisigen Nordens, den Renntieren, friedlich neben und untereinander begraben liegen — kaum vielleicht dort verschwunden waren. Stücke Holzkohlen, zuweilen in Tropfstein eingeschlossen, Reste von Thongefäßen, bearbeitete Feuersteine und Geweihe, Stücke zum Beschweren von Netz- und Flechtwerk und dergleichen; auch Münzen aus dem 10. und 11. Jahrhundert haben die jetzt ausgehobenen Bodenschichten bis auf unsere Tage geborgen und wohl erhalten.

In der Nähe der Balver Höhle finden sich noch die Höhle bei Frühlinghausen am rechten Abhange eines Seitenthales der Hönne, die ganz mit Lehm gefüllt ist und schon viele Reste vom Hirsch geliefert hat; die Höhle von Steinacker, welche noch wenig bekannt und schwer zugänglich sein soll; die Velmeder Höhle am Buchberg, südlich von Velmede. Ferner ist südwestlich von Balve zwischen Allendorf und Amecke, nordwestlich von Illingheim, und zwar nicht im Kalkstein, sondern in dem Plattenkalk des Culms, der unteren Abteilung des Kohlengebirges, eine Höhle entdeckt und 1852 untersucht worden, wobei sich in den geringen Lehmablagerungen Knochenreste und Zähne vom Höhlenbären fanden.

Die östlichste Höhle in dem oben bezeichneten Höhenzuge, die Rösenbecker Höhle oder „hohle Stein" genannt, liegt 10 Minuten westlich von Rösenbeck im Kreise Brilon. Nach den diese, sowie die meisten vorgenannten Höhlen umfassenden Berichten des Berghauptmann Nöggerath ist diese Höhle, deren Inneres ein wahres Labyrinth von verschiedenen, nach mannigfachen Richtungen sich verzweigenden, bald weiter, bald enger auf- und abwärts steigenden Gängen zu nennen ist, und die ebenfalls viele fossile Tierreste enthält, auch unverkennbar von Menschen bewohnt gewesen. Dies ergiebt sich aus vorgefundenen Holzkohlen, Fragmenten von Menschenschädeln, Scherben von grobem Töpfergeschirr, aus römischen, keltischen und germanischen Schmucksachen von Bronze, gebackenem Thon und Bernstein, endlich aus einer Silbermünze von 1594, das alles dort gefunden worden ist.

An Höhlen, welche in einzeln auftretenden Kalksteinfelsen sich vorfinden, sind hier noch zu nennen: die Höhle von Halloh oder Hülloch beim Neuenhofe, zwischen

Meinerzhagen und Kierspe; bei Genkel, südwestlich von Meinerzhagen; der Hohlestein bei Warstein, südwestlich von Kallenhardt, an der rechten Seite der Lürmicke; und kleine Höhlen und mehrfache Schlotten in der Umgegend von Warstein; die Höhle von Deitmecke auf der rechten Seite der Fretter, welche nach W. Hüttenhain im Anfange dieses Jahrhunderts von Menschen bewohnt gewesen ist; die Höhlen an der Pfefferburg bei Grevenbrück; unterhalb Ahausen an der Bigge; oberhalb Ahausen an der Straße von Attendorn nach Finnentrop; mehrere tiefe Spalten bei Heggen an der Bigge, die Lehm mit Knochen und Zähnen enthalten.

Hier wie vielfach anderwärts sind noch zahlreiche, lohnende Untersuchungen im Interesse der Wissenschaft zu machen. Der Fund eines Knochens vom Nilpferde oder gar eines fossilen Menschenschädels, wie solche in unseren Höhlen bereits vorgekommen, aber ohne die nötige Beachtung wieder verschwunden sind, könnte Einblicke in ungeahnte Regionen der Urgeschichte und der Entwickelung der Tier- und Menschenwelt eröffnen, oder doch Lücken verschwinden lassen, welche die Wissenschaft bisher vergebens auszufüllen sich bemüht hat. Doch müßten die Ausgrabungen von verständiger Hand geleitet und die Fundstücke bei einer Centralstelle, am besten wohl in der Provinzial-Hauptstadt bei der Königlichen Akademie oder dem Verein für Wissenschaft und Kunst gesammelt, bestimmt und geordnet werden, wozu das vorliegende Werk der zoologischen Sektion vielleicht den wirksamsten Anstoß geben mag.

Balver Höhle (Fig. 5).

Schließlich sei hier bemerkt, daß man bereits angefangen hat, den Lehminhalt von Höhlen und Spalten als außerordentlich reichen Dungstoff auf die Felder zu führen und zur Bereicherung des Ackerbodens zu verwerten.

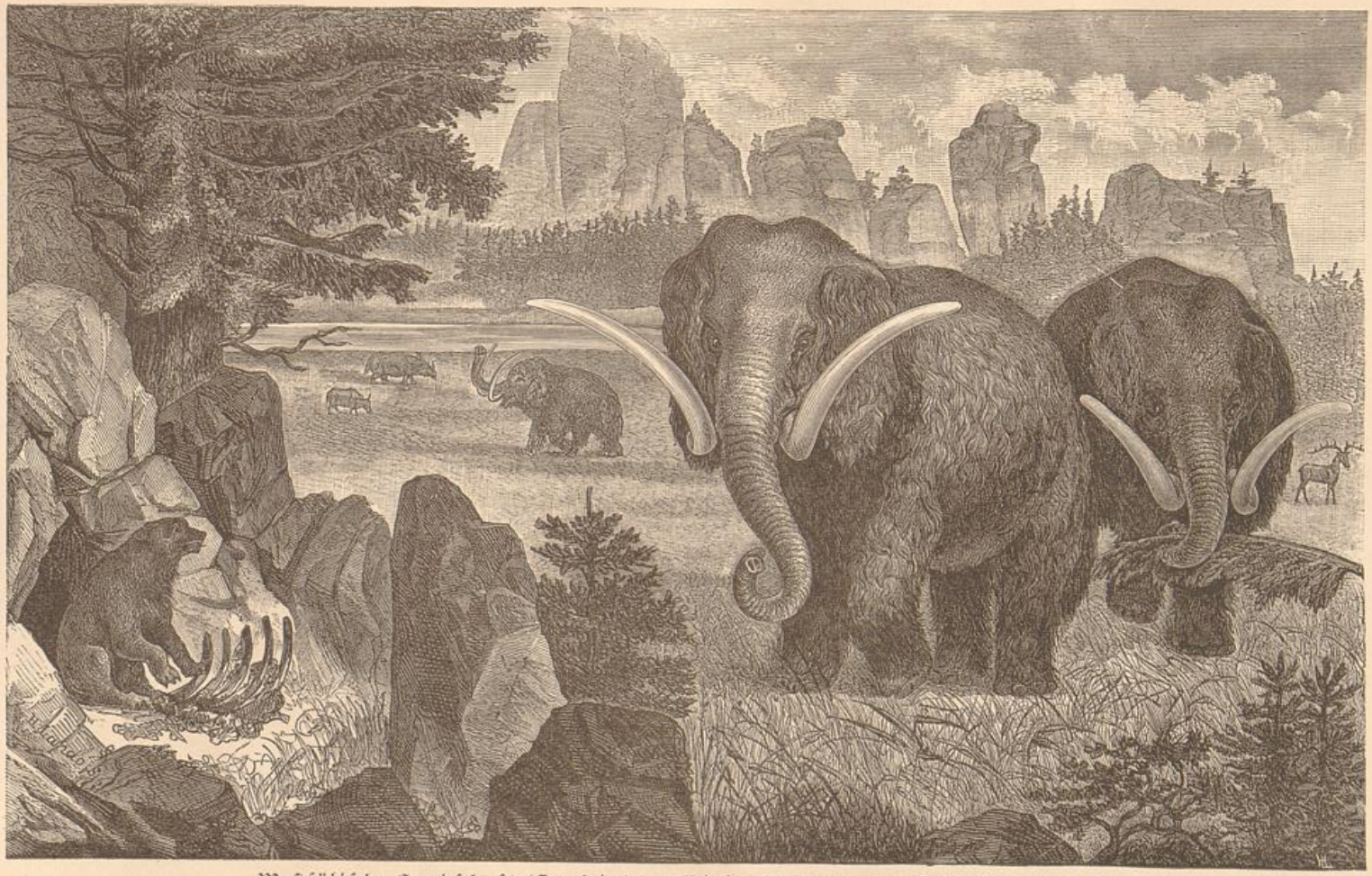
Die ausgestorbenen und verdrängten Säugetiere Westfalens.

Das Leben der Säugetiere begann in unserem Heimatlande verhältnismäßig recht spät. Während der sog. Kreidezeit bedeckte das Wasser noch die ganze Landschaft. Tertiärablagerungen finden sich sehr spärlich; in der Diluvialzeit wird es aber auch hier lebendig. Die krautreichen Flußthäler boten den Pflanzenfressern reichliche Nahrung, die bewaldeten Höhenzüge und die überaus zahlreichen Höhlen dienten den Raubtieren als passende Verstecke. In diesen Höhlen haben sich, wie bereits gesagt, die Knochenreste der längst ausgestorbenen Tierwelt zum Teil so gut erhalten, daß wir die damalige Zeit daraus ablesen; wir können sie gleichsam als Buchstaben zusammenstellen, welche uns über die längst vergangene Welt Bericht erstatten.

Bedächtig schritt in der Gestalt des jetzt noch lebenden Elefanten das **Mammut,** Elephas primigenius Cuv., einher (Fig. 6). Die Nase, zu einem langen, sehr elastischen und beweglichen Rüssel ausgebildet, diente zum Riechen und Tasten, zum Essen und Trinken; nur mit Hülfe des Rüssels konnte das Tier feste wie flüssige Nahrung zu sich nehmen. Die Pflanzen faßte es mit der Rüsselspitze, das Wasser wurde mit dem Rüssel aufgesogen und dann dem Munde zugeführt. Mit dem Rüssel packte das Mammut seinen Angreifer und schleuderte ihn hoch empor, um ihn dann unter seinen mächtigen Beinsäulen zu zerstampfen. Auch die beiden großen Stoß- oder eigentlich Schneidezähne, welche aus dem Zwischenkiefer zu beiden Seiten des Rüssels nach außen gebogen weit hervorragten, waren gefährliche Waffen. Sie erreichten ein Gewicht von 50—125 kg. In jeder Kieferhälfte steckt nur ein Backenzahn, oft bis zu 7 kg schwer, der auf der Oberfläche längliche Schmelzinseln zeigt. Die Augen des Mammut waren klein, desto größer aber die lappenförmigen Ohren; der kurze Hals verband den dicken Kopf mit dem plumpen Körper, der von säulenartigen Beinen getragen, eine Höhe von 4 m erreichte. Die Vorderbeine endigen in 5, die Hinterbeine in 4 Hufen, sämtliche Zehen sind zu einem rundlichen Stempel verwachsen. Der Schwanz trug einen Haarbüschel. Die borstige Haut wog bei einem 5000 kg schweren Tiere mehr wie den fünften Teil des Gesamtgewichtes, also über 1000 kg.

Aus den sorgfältigen Untersuchungen der Forscher Pallas, von Baer, Brandt, von Middendorf, Fr. Schmidt u. A. weiß man, daß das Mammut eine eigene

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Westfälische Landschaft (Extersteine) zur Zeit des Mammut und Höhlenbären (Fig. 6).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nordische, haarbekleidete Elefantenart gewesen ist, welche wenigstens zu gewissen Zeiten des Jahres unter Naturverhältnissen gelebt hat, wie sie jetzt im mittleren und vielleicht sogar im nördlichen Sibirien vorherrschen. Die ausgedehnten Grasebenen und Wälder des nördlichen Asiens sind das eigentliche Heimatland dieses Tieres gewesen und muß es dort in zahlreichen Scharen umhergestreift sein. Aus den mehrfachen Funden in der Erde eingefrorener Tiere, welche mit vollständigem Fleisch und erstarrtem Blute, mit Haut und Haaren erhalten waren, ist zu schließen, daß das Mammut, in geologischem Sinne, vor noch nicht so langer Zeit ausgestorben ist. Und der in Frankreich gemachte Fund eines Stückes Elfenbein, worauf ein Mammut mit Rüssel, Zähnen und Haar in groben, aber unverkennbaren Zügen eingeritzt war, und welches unter einer Menge grob gearbeiteter Feuersteinscherben ausgegraben wurde, läßt vermuten, daß das Urbild dieser Zeichnung gleichzeitig mit dem Menschen im westlichen Europa gelebt hat.

Die Familie der Elefanten ist heutzutage bis auf den indischen und den afrikanischen Elefanten ausgestorben, wenn nicht der von Sumatra noch eine dritte Art bildet. Dagegen bewohnten in der Urzeit wenigstens 14 Arten Elefanten und noch mehr Mastodonten, mit zahlreichen zitzenhöckerigen Backenzähnen, die verschiedenen Weltteile. Unter letzteren gab es wahrhafte Ungeheuer an Größe: Leiber von 5 m Höhe und 10 m Länge gehörten nicht zu den Seltenheiten.

Ob eine zweite Art, Elephas priscus Goldf., in Westfalen heimatete, muß vorläufig zweifelhaft bleiben, bis aufgefundene Zähne, welche rautenförmige Schmelzinseln tragen, einen stichhaltigeren Beweis liefern als die bisher ihm zugeschriebenen, hier spärlich losgespülten Knochen.

Wie schon gesagt, sind die Höhlen unseres Gebirgslandes eine reiche Fundgrube an Mammutsknochen aller Art. In der Balver Höhle fand sich unter anderen die Basis eines Stoßzahns von 52 cm Umfang, was einer Länge von 5—5,5 m für den ganzen Zahn entsprechen mag. Ein Stoßzahn, in der Stever bei Lüdinghausen gefunden und in dem dortigen Museum der Ackerbauschule befindlich, mißt am Grunde ringsum sogar 58 cm; vielleicht ist dieser der größte und stärkste überhaupt bei uns gefundene Zahn. Von kleineren und größeren Backenzähnen besitzt das städtische Museum zu Balve unter anderen ein mächtiges Exemplar von über 6 kg Gewicht. Schulterblatt und Schenkelknochen vervollständigen diese Sammlung. Auch in den Diluvial- und Alluvialgebilden der Ebene gehören Mammutsreste nicht zu den Seltenheiten. Dr. von der Mark und Professor Hosius unterscheiden in diesen Ablagerungen für Westfalen folgende Schichten, und zwar in dem Diluvium:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1. a) Gemenge aus anstehendem Gestein mit nordischem Sand und Geschiebe, verschieden nach der Beschaffenheit des anstehenden Gesteins;
   b) groben nordischen Sand, Kies, Geschiebe;
   c) diluvialen Thonmergel.
2. Diluviallehm.
3. Diluvialsand, groben Sand mit Geschieben.

Das Alluvium besteht nach ihnen aus:

4. dem alten Alluvium mit Süßwasser-Konchylien, Kreide-Foraminiferen, Baumstämmen, vorzugsweise Eichen. In demselben ferner: Menschliche Reste, rohe Töpferarbeit, Werkzeuge aus Hirschgeweihen, Knochen, Feuerstein und polierten Steinen; Reste vom Renn, Edelhirsch, Auerochs, Hausochs, Ziege, Pferd, Schwein, Biber, Hund u. a.
5. enthält dasselbe Schichten aus feinem, gleichkörnigem Sand ohne Geschiebe, und endlich
6. Torf, Flußsand u. s. w.

In dem älteren Diluvium liegen nun vorzugsweise die Reste vom Mammut, welche von Zeit zu Zeit von den Flüssen losgespült werden. Von diesen besitzt die akademische Sammlung in Münster zwei Schädel, von denen der eine sehr gut erhaltene eine Zierde des Museums bildet; außerdem eine Menge Stoßzähne, Backenzähne, Wirbel, Schulterblätter, Schenkelknochen u. s. w. Die meisten lieferte das Bett der Lippe, andere die Ems; jedoch auch von kleineren Flüssen werden dergleichen ausgespült, wie der im Emmerbach bei Amelsbüren aufgefundene und von Prof. Dr. H. Landois s. Z. beschriebene äußerst kleine Unterkiefer beweist.

Von den Nashornarten sind in Westfalen bis jetzt nur die Reste einer einzigen aufgefunden, das **Nashorn** mit der knöchernen Nasenscheidewand, Rhinoceros tichorhinus Cuv. Wenn schon der Anblick eines Nashorns uns in Erstaunen setzt, wievielmehr noch der Gedanke, daß diese sonderbaren Geschöpfe in großer Zahl Ureinwohner Westfalens gewesen sind!

An dem langgestreckten Kopf ist das Nasenbein stark gewölbt; es trägt 1 oder 2 wulstige Höcker als Stütze für die Hörner, welche in der Einzahl oder doppelt vorkommen. Die Hörner entwickeln sich auf der Oberhaut und zeigen im Innern eine poröse, längsfaserige Struktur, so daß sie aus einer großen Zahl fest miteinander verkitteter Haare gebildet zu sein scheinen. Die bewegliche überhängende Lippe befähigt das Tier zum Tasten und Ergreifen der Nahrung. Die Augen sind klein, die zugespitzten tütenförmigen Ohren wurden aufrecht getragen. Eckzähne fehlen; die 5

mittleren Backenzähne sind viereckig, mit kleeblattförmigen Schmelzinseln. Die plumpen säulenförmigen Beine endigen in 3 behuften, äußerlich nicht getrennten Zehen. Die dicke borkige Haut umgiebt den plumpen Leib panzerartig; bei einigen Arten ist sie an den Gelenkstellen gefaltet. Diese kolossalen plumpen Tiere leben friedlich in sumpfigen Wäldern.

Das in Westfalen aufgefundene Nashorn besaß, wie sein wissenschaftlicher Name dies ausdrückt, eine knöcherne Nasenscheidewand zur Stütze seiner beiden mächtigen Hörner, welche es zur Wehr auf der Nase trug. Der Leib war, wie anderweitige Funde eingefrorener Leichen in Sibirien beweisen, ähnlich wie beim Mammut, mit Wollpelz und einzelnen langen Grannenhaaren bedeckt.

Die Kenntnis der Anzahl der ausgestorbenen Nashornarten hat sich in der letzten Zeit außerordentlich erweitert. Während Wallace in seinem Werke „die geographische Verbreitung der Tiere" 1876 schon 20 fossile Nashörner angiebt, berichtet Lyddeker über 6 andere, welche von englischen Geologen in Indien aufgefunden worden, so daß die Anzahl der bekannten fossilen Nashornarten gegenwärtig 26 beträgt. Von ihnen hatte die älteste Form, Rhinoceros incisivus, gar kein Horn auf der Nase; andere besaßen 2 Hörner hintereinander und eine Art sogar 2 Hörner nebeneinander, Rh. pleuroceros. Die jetzt noch lebenden Rhinocerosse bewohnen nur Afrika, sowie Nord- und Malayisch-Indien. Fünf Arten, sämtlich zweihörnig, gehören Afrika an; von den 5 asiatischen sind 3 einhörnig, die beiden andern zweihörnig. Im ganzen kennt man demnach 36 verschiedene Nashornarten.

Eine mit unserem einheimischen Nashorn sehr verwandte Art ist Mercks-Nashorn, Rh. Merckii, dessen Leichen in Sibirien eingefroren gefunden worden. Über den neuesten Fund dieser ausgestorbenen Art berichtet Dr. Leopold von Schrenck und dürften einige Angaben dieses Forschers hier umsomehr eine passende Stelle finden, als sie über Lebensweise und klimatische Verhältnisse in der Urzeit unseres Landes wesentliche Auskunft geben.

„Das Tier war, wie auch die in Westfalen gefundene Art, mit einem dicken, heller oder dunkler rotbraun gefärbten Pelze versehen, konnte also das hochnordische Klima so gut wie die noch jetzt darin lebenden Bären, Füchse und andere Tiere vertragen. Auch waren die dicken und kurzen, gerade abgeschnittenen Lippen wohl geeignet, die Nahrung nicht blos von den Bäumen und Sträuchern, sondern unmittelbar vom Erdboden und den niedrigsten Pflanzen auf demselben zu entnehmen; es war also nicht, wie das Mammut an den Wald gebunden, sondern konnte über dessen Grenzen hinausgehen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im übrigen Deutschland hat man das Merck'sche Nashorn in einzelnen Knochenresten ebenfalls verschiedentlich aufgefunden, und so wäre es wohl möglich, daß auch noch bei uns Knochen desselben begraben lägen. Während bei dem Nashorn mit der knöchernen Nasenscheidewand diese letztere vollständig ist und bis unter die Stirnbeine reicht, ist sie bei Merck's Nashorn unvollständig und dient nur zur Stütze der Nasenbeine.

Sowohl aus den Höhlen wie aus den Diluvialgebilden der Ebene besitzt die akademische Sammlung in Münster vom Nashorn mit der knöchernen Nasenscheidewand gut erhaltene Reste, darunter 2 ziemlich vollständige Schädel aus der Lippe. Dazu Unterkiefer, viele Zähne und andere Knochen.

Noch ein wunderliches Tier der größten Art ist als Urbewohner unserer Provinz zu nennen. Die stark wellig bewegte Kräuselung der Wasseroberfläche gab schon von weitem zu erkennen, daß irgend ein Ungetüm sich in dem kleinen Landsee oder Flusse umhertrieb. Nun hebt es seine breit angeschwollene Nase empor, bläst schnaubend nach Luft, und schnell ist es wieder in der Tiefe des Wassers verschwunden. Endlich steigt es ans Land: der eckige Kopf gleicht einer großen Kiste; kaum bemerkbar sind die kleinen, tiefliegenden Augen und die kurzen, aufrecht stehenden Ohren. Den kolossalen tonnenförmigen Leib tragen verhältnismäßig kurze, säulenartige Beine. Es ist das **Flußpferd,** Hippopotamus minor Goldf., (Fig. 7), welches in damaliger Zeit am Ufer unserer Flüsse und Seen seine Kräuternahrung nächtlich abweidete. Knochenreste dieses fossilen Nilpferdes sind in der Balver Höhle gefunden worden. Zwei Eckzähne des Oberkiefers, von Goldfuß als dem Flußpferd angehörig bestimmt, befinden sich in dem Museum zu Poppelsdorf. Nach genauerer Besichtigung sind es zwei obere Eckzähne der rechten Seite, der eine von 78, der andere von 95 mm Länge, welche einem Individuum von der Größe eines ausgewachsenen Wildebers angehört haben mögen.

Es wird ziemlich allgemein angenommen, daß der Bos priscus Boj. der Stammvater des noch jetzt lebenden **Auerochsen** sei, und in der That lassen sich, abgesehen von den Größenverhältnissen, keine wesentlichen Unterschiede zwischen beiden auffinden. Dieser mächtige Ochs besaß eine mehr breite als lange gewölbte Stirn. Die Hörner waren rund und klein, niedriger als die Stirnleiste mit ihren Knochenzapfen angewachsen. Die Augenhöhlen standen röhrenartig vor. Der jetzt noch lebende Auerochs ist am Vorderkörper lang und zottig behaart. Dieser größte und wildeste Ochs war früher in den Wäldern des mittleren Europa verbreitet, lebt jetzt nur noch im Bialowiczer Forst in Litthauen, im südasiatischen Rußland

Flußpferde in der Weser (Fig. 7).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und im Kaukasus. Die fossilen Überreste des gewaltigen Tieres gehören in Westfalen im allgemeinen zu den Seltenheiten, jedoch lieferte die Lippe verschiedene Stücke, welche unzweifelhaft beweisen, daß dieser Koloß einst auch unsere Gegenden unsicher machte. Hat man doch den Beweis erbracht, daß der Auerochs hierselbst noch weit in die historische Zeit hineinreichte.

Viel häufiger sind die Reste von dem **wilden Hausrinde,** Bos primigenius Boj., demjenigen Ochsen, welcher als die Stammart unseres jetzigen gezähmten Rindes anerkannt wird. Seine Stirn ist mehr lang als breit, und die obere Linie der Stirnzapfen liegt in einer Richtung mit der Stirnleiste. Der Körper war mit gleichmäßig kurzer Behaarung bedeckt.

Wir finden seine Knochen nicht allein in den älteren Diluvialschichten, sondern auch in dem viel jüngeren Alluvium. Die in unserer Provinz aufgefundenen Reste, namentlich die Schädel, variieren an Größe und Insertion der Stirnzapfen ungemein. Es scheint uns verfrüht, in denselben die von Rütimeyer aufgestellten Rassen wiedererkennen zu wollen, obschon die kleineren Schädel mit denen der „Torfkuh" so ziemlich übereinstimmen. Ohne die zahlreichen fossilen Funde einzeln zu erwähnen, sei hier nur auf das im akademischen Museum zu Münster befindliche vollständige Gerippe eines solchen Ochsen hingewiesen, welches im Torfmoor bei Füchtorf, Kreis Warendorf, im Jahre 1844 aufgefunden und hier montiert worden ist. Auch dieses Rind lebte wild bis tief in die historische Zeit herein. Die ungeheuren Knochenzapfen lassen auf die gewaltig entwickelten Hörner schließen, welche diese Tiere als Wehr trugen. Diese Hörner waren es, welche später bei den Zechgelagen der alten Deutschen, aber auch jetzt noch bei modernen deutschen Wilden als „einen halben Bullenkopp" fassende Becher eine große Rolle spielten und noch spielen.

Aus den Thatsachen, daß sich Reste vom Schafochsen, Ovibos moschatus, einerseits in den Rheinlanden, im Löß am Unkelstein, und anderseits im Sande bei Dömitz an der Elbe bei Hamburg, gefunden haben, läßt sich vielleicht vermuten, auch dieses Tier, eine Mittelform zwischen Schaf und Ochs, hätte in unserer Ebene nicht gefehlt. Der direkte Nachweis bleibt abzuwarten.

Eine majestätische Erscheinung muß der **Riesenhirsch,** Cervus megaceros Hart. (vgl. Fig. 8) dargeboten haben. Er erhielt seinen Namen nicht so sehr von seiner Größe, welche der unseres jetzigen Edelhirsches so ziemlich gleich kam, als vielmehr von seinem riesigen Geweih. Die unteren Enden der Stange bis zur Augensprosse waren rundlich, die oberen verbreiterten sich zu mächtigen Schaufeln mit mehreren langen Endzacken. Man hat Geweihe gefunden, welche von Spitze zu Spitze gemessen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

4 bis 5 m klaftern. Hier sind bisher nur Bruchstücke des Geweihes zum Vorschein gekommen. In den tiefen Mooren Irlands hat man ganze Skelette ausgegraben, die noch durch ihre Stellung mit emporgerecktem Halse und Kopfe bewiesen, daß die Tiere lebend in den Morast eingesunken und dort verendet sind.

Reste des Riesenhirsches sind in Westfalen selten und alle bisher gefundenen Bruchstücke scheinen aus dem älteren Diluvium zu stammen.

Riesenhirsch (Fig. 8).

Wenn wir, wie wohl anzunehmen, nach der Ausbildung der Geweihe berechtigt sind, einen Rückschluß auf Größe und Körperkraft des betreffenden Tieres zu machen, so müssen in der alten Zeit wirklich „kapitale" **Edelhirsche,** Cervus elaphus L., unsere westfälischen Urwälder bevölkert haben. Die akademische Sammlung in Münster besitzt eine große Anzahl fossiler Geweihe, von oft kolossaler Größe. Wir finden Reste des Edelhirsches sowohl in den Diluvial- wie in den jüngeren Alluvial-

bildungen. Werden doch einige Uferstellen, z. B. an der Wersemündung, geradezu „Knochenkämpe“ genannt, und alljährlich Geweihe und Knochen in Menge dort losgespült; beim Baden an solchen Örtlichkeiten gehört es zu den Seltenheiten, daß man einmal vergeblich nach irgend einem Knochen taucht. Die Geweihe variieren an Größe und Gestalt außerordentlich; die unteren Sprossen wie auch die der Krone zeigen die mannigfaltigsten Abänderungen. Auch sog. Monstrositäten besitzt die Münstersche akademische Sammlung.

Da die Kieferfragmente aus den älteren Diluvialschichten fehlen, so konnte bisher noch nicht festgestellt werden, ob wir es hier mit der von den Paläontologen aufgestellten besonderen Art, Cervus fossilis Goldf., zu thun haben.

Das **Elen**, Cervus alces L. (Fig. 9), erreicht die Größe eines Kamels. Seine hochbeinige, plumpe Gestalt wird durch den häßlichen Kopf mit breiter, dicker Schnauze, überhängender Oberlippe, kleinen Augen und breiten, langen Ohren durchaus nicht verschönert. Das äußerst kräftige Geweih beginnt mit kurzer, runder Stange und endigt in eine zweiteilige, viel- und langzackige Schaufel. Die Schulterhöhe mißt 2,5 m, das Körpergewicht beträgt 500—600 kg. Die tiefgespaltenen Hufe sind durch eine elastische Haut miteinander verbunden, wodurch das Tier befähigt wird, über weichen, morastischen Boden sich fortzubewegen, ohne Gefahr in demselben einzusinken. Auch durchschwimmt es Flüsse und Landseen mit Geschicklichkeit. Diesen Eigenschaften entsprechend hält sich das Elen gerade am liebsten an solchen offenen, sumpfigen Stellen auf, welche zugleich mit Erlen, Weiden und Birken bewachsen sind. Die Rinde dieser Pflanzen zieht es aller sonstigen Nahrung vor, es verschont aber auch die Rinde anderer Waldbäume nicht, und so kommt es, daß dieser Hirsch zum furchtbarsten Waldverwüster wird.

Das Elen hat sich durch die historische Zeit bis auf unsere Tage noch in Deutschland erhalten. Aus älterer Zeit berichten Julius Cäsar und Tacitus über dasselbe; wann es in Westfalen ausgerottet wurde, läßt sich schwerlich mehr nachweisen. In Schlesien wurden noch in den Jahren 1661, 63 und 75 Elentiere erlegt, das letzte im 18. Jahrhundert, 1776. Jetzt finden wir sie nur mehr in Ostpreußen in dem berühmten Ibenhorster Revier, Regierungsbezirk Gumbinnen, in dem Delta der Memel. Dank der Sorge der preußischen Regierung haben sich die Tiere dort bis jetzt, und zwar in einem Bestande von etwa 500 Stück erhalten. Der etwa 53 000 Morgen große Waldkomplex am kurischen Haff bietet dem Elchwild ein umfangreiches, äußerst günstiges Terrain von Moor und Brüchern mit Erlen, Weiden und Birken, auf welches des Tacitus Schilderung noch heute paßt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So mag denn auch früher Westfalen beschaffen gewesen sein, als das Elen noch in Rudeln unsere Gegenden bevölkerte.

Funde fossiler Reste vom Elen gehören zu den Seltenheiten in hiesiger Gegend und daher mögen sie einzeln erwähnt werden. Eine fast vollständig erhaltene Schaufel

Elen (Fig. 9).

aus dem Bette des Hagenbaches, in der Nähe von Nottuln, sah Professor Hosius im September 1871 beim Schulzen Averbeck daselbst. Ein anderes Bruchstück wurde bei Anlage der Chaussee zwischen Nordwalde und Greven bloßgelegt, und zwar in einem Torflager. Der Gutsbesitzer Krampe in Nordwalde übermittelte dasselbe mit noch

anderen fossilen Knochen an das akademische Museum in Münster. Auch erwähnt Professor Altum eine aus dem Torfmoor „Unland“ bei Rheine stammende Schaufel, welche in einer Tiefe von etwa 3 m gefunden wurde. Ein Bruchstück stammt aus der Gegend bei Asbeck.

Die Reste des **Renntieres**, Cervus tarandus L. (vgl. Fig. 10), kommen in den mittleren Schichten der Ablagerungen in der Balver Höhle in so großen Mengen vor, daß man diese geradezu „Renntierschicht“ genannt hat. Gegenwärtig ist das Renn, wie bekannt, in die nördlichen Gegenden verdrängt, wo Pferd und Rind der Kälte wegen nicht mehr gedeihen. Dort nährt es sich von der dürftigsten Pflanzenkost; monatelang begnügt es sich mit der grauen verästelten, trockenen Renntierflechte.

Die nordischen Völker spannen es als Zugtier vor ihre Schlitten; gleich der Kuh liefert es ihnen Milch, Butter, Käse, Fleisch und Leder; die Kinder in jenen eisigen Gegenden verzehren eben so gern ein Stück gefrorener Renntiermilch, wie die unsrigen ihr Butterbrod.

Man kann, wie anderswo, so auch in Westfalen unter den fossilen Renntieren zwei Formen unterscheiden: das gemeine Renntier, Cervus tarandus L., und das mit kleineren Geweihen versehene, C. Guettardi Sternb. Das erstere findet sich in seinen Resten in den älteren Schichten; die Geweihfragmente sind stärker, als die schwächlicheren von den in jüngeren Schichten vorkommenden C. Guettardi.

Beim Renn tragen, abweichend von allen anderen Hirscharten, Männchen und Weibchen ein Geweih. Die Stangen desselben sind lang, dünn, drehrund, bogig nach hinten und oben gewendet; die Augensprossen endigen eben so wie die Stangen mit kleiner länglicher Schaufel. Das ganze Tier zeigt eine gestreckte Gestalt, welche der wagerecht getragene Hals und Kopf noch auffälliger erscheinen läßt. Die kurzen aber kräftigen Beine endigen in starken und breiten Hufen, welche das Tier zum Laufen über Schnee und Sumpf besonders befähigen, ohne daß ein Einsinken zu befürchten wäre.

Die gefundenen fossilen Geweihe sind vielfach kurz, dünn, überhaupt schwächlich, und diese machen den Hauptbestandteil der Höhlenfunde aus; diese gehören der Varietät an, welche unter dem Namen Cervus Guettardi abgetrennt wurde. Aber auch mächtige Geweihe sind namentlich in den Flußbetten Westfalens losgespült worden. Das eine in der Ems gefundene, jetzt der akademischen Sammlung angehörig, besitzt nach Virchows Angabe die größten Dimensionen von allen Renntiergeweihen, die jemals fossil aufgefunden wurden.

Daß zugleich mit dem Renntier auch schon Menschen in Westfalen lebten, beweisen die mit den Knochen derselben häufig zusammen gefundenen Artefakte, wie Topfscherben, Feuerstein-, Pfeil- und Lanzenspitzen, sowie auch Holzkohlen. Jetzt ist das Renn aus Westfalen längst verschwunden, obschon die ihnen so zuträgliche Nahrung, die Renntierflechten, Cladonia rangiferina und rangiformis, auf den Heiden und Gebirgshöhen des Landes noch massenhaft üppig gedeihen.

Von den sonst so zahlreichen ausgestorbenen pferdeartigen Tieren findet sich in Westfalen nur die jüngste Form, welche in allen Verhältnissen mit dem jetzt noch lebenden **Pferde,** Equus caballus L., übereinstimmt. Pferdereste liefern uns bereits die älteren diluvialen Schichten, vollständige Schädel das Alluvium, namentlich die Torflager.

Die so schöne Stufenleiter der tertiären Pferde, von dem fünfzehigen Eohippus, vierzehigen Orohippus, dreizehigen Miohippus und Protohippus (Hipparion) bis zu dem einzehigen Pliohippus fehlt in Westfalen vollständig; alle bisher gefundenen Knochen und Zähne zeigen wesentliche Abweichungen von dem Bau unseres jetzigen Pferdes nicht. Nach den genannten tertiären Pferdeformen[1]) brauchen wir allerdings nicht zu suchen, weil die Tertiärformation in Westfalen in zu geringer Ausdehnung sich findet; jedoch wäre es immerhin möglich, daß noch Equus fossilis Goldf. aufgefunden würde, bei dem an der Innenseite der oberen Backenzähne sich eine rundliche kleine Schmelzinsel abhebt, während diese bei dem jetzigen Pferde in die innere Schmelzlamelle kontinuierlich als eine eckige Ausbuchtung aufgenommen ist.

Sollten einem unserer Leser fossile Pferdezähne in die Hände kommen, so wird er hiermit gebeten, solche zur Bestimmung an die zoologische Sektion gelangen zu lassen.

Ein ungeschlachter Geselle war der **Höhlenbär,** Ursus spelaeus Blumenb. (vgl. Fig. 6). Seine Knochen finden sich in den Höhlen so zahlreich, daß man vollständige Skelette aus ihnen zusammenstellen kann. Charakteristische Unterschiede zwischen diesem und dem noch jetzt in Europa lebenden braunen Bären hat man nicht aufgefunden, wenn nicht die außerordentliche Größe als solche angesehen werden soll; jedoch kommen auch kleinere Gestalten bis zu den Riesen in allen Abstufungen vor. Der Kopf ist zugespitzt, die Stirn gewölbt; die Beine sind kurz und die 5 Zehen mit starken Krallen bewehrt. Nach seinem Gebiß zu schließen war auch

[1]) In dem Museum des naturhistorischen Vereins der preußischen Rheinlande und Westfalens zu Bonn findet sich allerdings ein angeblich aus Westfalen stammender Zahn, welcher von Professor Dr. Andrae als dem Hippotherium gracile Kaup. angehörig bestimmt ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Höhlenbär nicht wählerisch in seiner Nahrung, er nahm sie sowohl aus dem Pflanzen- wie aus dem Tierreiche.

Um die riesigen Verhältnisse des Höhlenbären in das rechte Licht zu setzen, sei angeführt, daß in der Balver Höhle Schädel von 62 cm Länge aufgefunden wurden, während Blasius für die jetzt lebenden braunen Bären als Schädellänge nur 36 cm angiebt. Danach hätte der Höhlenbär beinahe die doppelte Größe unseres jetzigen Bären erreicht. Der Höhlenbär ist aber unzweifelhaft die Stammart unseres **braunen Bären,** Ursus arctos L., an dem noch heutzutage jung und alt sein Vergnügen hat.

„Unter einförmigem Trommelschlag und Pfeifenton muß der plumpe Gesell an der Leine seine Kunststücke machen, auf den Hinterpfoten tanzen, sich auf den Boden strecken und wieder aufstehen, noch oft dazu mit den Vordertatzen einen langen dicken Knüppel im Nacken halten. Besehen wir den Tänzer näher, so fallen uns der zugespitzte Kopf, der zottige braune Pelz und die kurzen fünfkralligen Beine besonders auf. Der kurze Schwanz tritt nicht aus dem Pelze hervor. Watschelnd zieht er, mit den breiten, nackten und schwieligen Sohlen ganz auftretend, hinter dem Führer von Ort zu Ort. Früher war der braune Bär durch ganz Europa verbreitet, jetzt findet er sich nur noch in den Felsschluchten hoher Gebirge oder in den ausgedehnten Wäldern Polens und Rußlands; auch in Sibirien und Nordamerika kommt er häufig vor. Sein Gebiß ist im ganzen stumpfer als bei den übrigen Raubtieren. Er ist in seiner Nahrung nicht sehr wählerisch; er frißt namentlich in der Jugend süße Baumfrüchte und allerlei Beeren, auch Gras und Gekräut, später kleinere und größere Tiere, und wagt sich im Alter sogar an die größten Haustiere, wie Kühe und Pferde. Honig ist für ihn ein Leckerbissen. Er trollt in seinem Jagdrevier hauptsächlich des Nachts nach Beute umher, greift aber den Menschen ungereizt nicht an; dagegen ist ein verwundeter Bär für den Jäger um so gefährlicher. Auf den Hinterpranken sich erhebend, geht er wütend auf seinen Feind los und sucht ihn in furchtbarer Umarmung zu erdrücken. Im Winter hält er sich wenig draußen auf, sondern liegt zurückgezogen in seiner Höhle; er magert dann wohl stark ab. Jung eingefangen läßt er sich leicht zähmen und abrichten.“

Mit diesen Worten geben Kraß und Landois in kurzen Zügen ein charakteristisches Bild von dem Leben und Treiben des braunen Bären, welcher in Westfalen früher eine große Rolle spielte. Professor Dr. Altum teilt mit, daß er bekanntlich zur Zeit der alten Deutschen in deren Wäldern zahlreich hauste und das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sprichwort „sich auf die Bärenhaut legen“ sicher von der Gewohnheit unserer Vorfahren herrühre, dieser hervorragenden Jagdtrophäen sich als Ruhepolster beim dolce far niente zu bedienen. Allmählich schwand er vor der wachsenden Kultur und den verbesserten Waffen aus manchen Teilen seiner früheren Heimat, doch stattete er ab und zu noch lange nachher derselben einzelne Besuche ab, welche dann natürlich um so mehr Aufsehen erregten, je seltener sie wurden. So ward er auch nach einer Notiz im roten Buche des münsterischen Stadtarchivs No. 90, im Herbst 1446, kaum 1½ Stunden von Münster (im Dernebocholter Sundern bei Albersloh) angetroffen, erlegt und im Triumph zum Rathause gebracht. Die betreffende Stelle heißt wörtlich: Anno Domini 1446 in den Herweste, do was kommen eyn groett deyr geheiten eyn baer; dat deyr dede groten Schaden an Ossen, an Koegen, an Schapen, an Hanige un in anderen Dingen u. s. w. dit vorgemeldete deyr was geheiten eyn Baer un was komen in den Sundern to dernebocholte by der Honwarde, also das de van Münster uttogen to voet un to perde myt armbrosten, myt speiten, myt kusen un myt peiken etc. Un hedden se dat deyr nit doet stecken, dat hedde alle de lude toreten. dat deyr brachten se to Münster myt bosunen un myt pypen vor dat Rathuys up eynen Wagen, dar gengen vor VII pagen.

Vielleicht ist auch ein Jahr vorher, und zwar am 4. Dezember 1445, bei Soest ein brauner Bär erlegt worden, denn in Suiberts „Quellen der westfälischen Geschichte“, in dem Abschnitt „Geschichte der großen Soester Fehde“ heißt es: „Des Saterdages op sunt Barbaren Dach holteden de von Soist den Moneken Cloisteren und vengen eynen wilden Baren.“ Man könnte hier an einen Eber denken, der bekanntlich auch mit dem Worte Bär bezeichnet wird, aber an einer anderen Stelle wird von einem „wild Swyn“ gesprochen, so daß die Annahme, man habe es dort mit einem braunen Bären zu thun, große Wahrscheinlichkeit für sich hat, zumal jenes Ereignis für ganz ungewöhnlich und, wie in der Chronik erzählt wird, als eine Vorbedeutung für den Ausgang der Fehde angesehen wurde. Immerhin steht aber fest, daß vor 437 Jahren hier der letzte Bär erlegt wurde. Ein altes Zeitungsblatt, im Besitze des Herrn Schultze Dernebocholt, enthält obige Notiz ebenfalls.

Nachdem seit so langer Zeit die Bären aus Westfalen verschwunden sind, halten wir jetzt im zoologischen Garten zu Münster wieder ein Pärchen derselben und sind so in der Lage, eingehendere Studien über die Naturgeschichte dieser kräftigen Raubtiere zu machen. Ein prächtiger Zwinger, mit der Front nach Nordwesten belegen, dient ihnen zum Aufenthalt. Wie die Inschrift andeutet:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Cette belle et gracieuse villa
L'an doit et l'ours au gorilla 1878.

wurden die Baukosten aus dem Ergebnis der Vorträge des Professor Landois über den Gorilla i. J. 1878 bestritten. Wie wohl sich die Tiere in dem Zwinger fühlen, mag aus dem Umstande erschlossen werden, daß sie sich seit der Zeit ihres Hierseins alljährlich vermehrt haben.

Die Bärin warf zuerst im Alter von 4 Jahren am 12. Januar 1880 zwei Junge, Männchen und Weibchen; letzteres starb aber schon nach 8 Tagen, während das Männchen anfangs äußerst langsam, dann aber zusehends wuchs. Am 17. Januar 1881 kamen wieder zwei Junge zur Welt, und wieder ging das Weibchen nach 8 Tagen zu Grunde, ohne daß eine andere Todesursache, als vielleicht die damalige grimmige Kälte von —22° C. sich feststellen ließ. Das dritte Pärchen wurde am 12. Januar 1882 geboren und wächst kräftig heran.

Die Brunstzeit fällt bei unserem Bärenpaar in den Mai und dauert beinahe den ganzen Monat.

Nachstehend folgen die Körpermaße eines 8 Tage alten Bären, während bei der Geburt die Dimensionen nicht viel geringer sind.

Totallänge	220 mm	Vom Ellbogen bis zur Handwurzel	35 mm
Kopflänge	55 „	Vorderpfote	26 „
Kopfdicke	33 „	Größte Breite derselben	17 „
Mundspalte	17 „	Krallen	6 „
Ohren, geschlossen, kahl		Hinterbein:	
an der Basis breit	9 „	Oberschenkel	40 „
lang	12 „	Unterschenkel	44 „
Augenspalten, geschlossen	8 „	Hinterfuß	32 „
Vorderbein:		Größte Breite desselben	15 „
vom Schulterblatt bis zum Ellbogen	60 „	Schwanz	11 „
Oberarm	45 „		

Die Behaarung ist kurz anliegend, graubraun. Im Nacken finden sich zwei halbmondförmige weiße Flecken (17 mm lang und 11 mm breit). Den Hals umgiebt halsbandartig ein ebenfalls weißer Streifen, welcher sich von Schulter zu Schulter erstreckt (50 mm lang, 4—5 mm breit). Von diesem geht ein größerer weißer Fleck aus, chemisettartig, 43 mm lang, nach beiden Seiten hin in spitze Zipfel endigend.

Die jungen Bären wachsen anfangs außerordentlich langsam, und die Augen öffnen sie erst nach 4—5 Wochen. Der tiefere Grund, daß dies bei verschiedenen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Säugetieren, wie Bären, Füchsen, Dachsen, Fischotter, Katzen u. s. w. erst mehrere Tage nach der Geburt geschieht, liegt darin, daß bei der Geburt die lichtempfindenden histologischen Elemente der Netzhaut des Auges, die Sehstäbchen und Zapfen noch nicht völlig ausgebildet, also auch die Augen noch nicht sehfähig sind. Sobald die Netzhaut vollendet und zum Sehen tauglich ist, öffnen sich auch die Augen.

Eine Bärin mit ihren 4—5 Monate alten Jungen oder diese unter sich spielen zu sehen, ist ein reizender Anblick, der in unserem zoologischen Garten immer wieder die Zuschauer lockt und zu mächtigen Lachausbrüchen reizt. Nach längerem Alleinsein in dem kleineren Behälter fallen die losgelassenen Jungen, auch wenn sie eben erst die großen Näpfe mit Milch und Weißbrod geleert haben, nahrungverlangend die Mutter an und lassen nicht nach mit Heulen und Blöken, Drängen und Zerren, bis das gewaltige Tier sich auf den breiten Rücken niedergelegt, links und rechts ein Junges zärtlich umfaßt und ihnen die mächtige Brust bietet. Mit rasselndem Geräusche, dem zehnfach verstärkten Schnurren einer Katze gleich, oder wie wenn ein loses Brett in schnarrende Schwingungen versetzt wird, schlürfen die ungeschlachten Rangen die süße Nahrung. Erst mit der eintretenden Sättigung läßt das lärmende Schnurren nach und für die gesättigten Sprößlinge beginnt nun Spiel und Erziehung.

Die Alte läßt die Kleinen nicht aus den Augen; mit prustendem, schnaufendem Lockrufe folgt sie allen Bewegungen; spielend und stoßend veranlaßt sie die ungeschickten Anfänger, ihre natürlichen Kletteranlagen zu erproben und auszubilden. Und dann wieder werden die anfangs außerordentlich wasserscheuen Tierchen von der Mutter erbarmungslos am Nackenfell gepackt und in das Bassin getaucht. Ist die Unterrichtsstunde vorbei und ladet die warme Sonne von oben und das kühle plätschernde Wasser unten zu Spiel und Lust, dann balgen die zottigen kleinen Gesellen sich wie rauflustige Buben. Mit plumpen Sprüngen jagen sie gleitend und stolpernd auf dem naßglatten Boden umher; dann stehen sie, ihres Talentes als geborene Tänzer eingedenk, leicht und gewandt auf den Hinterpranken, umtänzeln sich mit zärtlichen Bissen und klatschenden Ohrfeigen; zanken um das sonst so verabscheute Badebecken und den fallenden Wasserstrahl, der ihnen mit unabweisbarer Hartnäckigkeit die dicken Ohren und die schnüffelnde Nase bespritzt — und dann wieder, aufgemuntert durch das schallende Gelächter der Zuschauer, steigen sie, einer stäubenden Gießkanne ähnlich, mit plumpraschen Sprüngen an den Eisenstangen empor, um in drohender Höhe das Necken und Haschen fortzusetzen, bis einer den Halt verliert und klatschend herunterstürzt. Dann eilt die Alte mit ängstlichem Schnauben herbei und leckt und dreht und hätschelt das erbärmlich dreinschauende

Unglückskind; dann kommt auch der Spielkamerad mit lockenden Bewegungen heran und — wenn auch anfangs nur auf drei Beinen — das unterbrochene Spiel wird fortgesetzt, bis in der Nebenstube der Wärter das Bett für die Nachtruhe aufschüttet.

Vielfraß, eine Renntierherde belauernd (Fig. 10).

Auf dem Astknorren einer alten Eiche steht lungernd, mit dem plumpen aber gewandten und kräftigen Körper der **Fiällfras**, Vielfraß, Gulo borealis Nilsson (Fig. 10). Die Augen seines katzenartigen Kopfes stieren unverwandt nach der friedlich grasenden Renntierherde, ob nicht eins der Tiere sich nähere. Ist dies geschehen und der rechte Augenblick gekommen, dann springt mit einem Satze das Raubtier dem Renn auf den Rücken, schlägt sein marderartig scharfes Gebiß in den

Nacken und die spitzen Krallen tief in die Weichen seines Opfers. Ein Fluchtversuch ist vergeblich; durch den raschen Lauf ermüdet, von Blutverlust erschöpft, sinkt das Renn bald röchelnd und verendend zu Boden. Was dem heißhungrigen Fiällfras nicht mehr mundet, wird nachts den Hyänen und Füchsen zur erwünschten Beute.

Vom Vielfraß fanden sich ganze Schädel in der Rösenbecker Höhle, und zwar in trefflicher Erhaltung. Professor Fuhlrott bemerkt, daß sie keine Spur von Verletzung oder Abrollung zeigen und so gut konserviert sind, als wenn ein Anatom sie für seine Sammlung präpariert hätte.

Auch die **Höhlenhyäne,** Hyaena spelaea Goldf., welche nach den neuesten Untersuchungen die größte Verwandtschaft mit der noch lebenden gefleckten Hyäne Süd- und Ostafrikas besaß, hauste einstmals auf westfälischem Boden; auch hier hallte ihr scheußliches Geheul nächtlich an Felsen und Bergen wieder. Die großen Tierleichen wurden von ihr an Ort und Stelle aufgeräumt, die kleineren vielfach in die Höhlen verschleppt. Der dicke, stumpfschnauzige Kopf, die aufgerichteten Ohren, die hohlliegenden Augen, der seitlich zusammengedrückte, abschüssige und mit einer Rückenmähne versehene Leib unterschied sie leicht von den übrigen Raubtieren. Mit den stumpfhöckerigen Reiß- und Backenzähnen vermochte sie leicht die dicksten Knochen zu zermalmen.

Hyänenknochen kommen in den Höhlenablagerungen sehr häufig vor, ganze Schädel sind oft sehr gut erhalten; auch findet man vielfach ihre Kotballen in versteinertem Zustande als sogenannte Koprolithen.

In dem Inventarium des zoologischen Museums der Münsterschen Akademie befindet sich die Notiz: „No. 40. Canis lupus, Männchen, erlegt im Winter 1834/35 bei Herbern, unfern Werne an der Lippe, nachdem sich das Raubtier etwa 6 Wochen im Regierungsbezirke aufgehalten hatte."

Es handelt sich um den letzten in Westfalen erlegten **Wolf** (Fig. 11), welchen Professor Dr. Becks für das Museum präparieren ließ und dessen ausgestopfter Balg wie das Skelett daselbst noch vorhanden sind. Über seine Erlegung hat sich in der Tradition der Jäger bis heute noch folgendes erhalten:

Im Winter des Jahres 1834/35 richtete ein größeres Raubtier nicht unbedeutenden Schaden an Schafherden an, Kälber wurden zerrissen und selbst Fohlen angegriffen. Man erkannte bald in dem Räuber einen starken Wolf, und nachdem die Kunde von seinen Missethaten allgemeiner ruchbar geworden, veranstaltete man am 17. Januar 1835 eine große Treibjagd, wozu nicht allein die Nimrode Herberns und der Umgegend, sondern auch mehrere Jäger aus Münster geladen waren. Das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Treiben begann und bald auch war der Wolf aufgescheucht. An einer Kuhweide zwischen zwei kleinen Gehölzen, hier „Büsche“ genannt, ist der Wirt J. Hennemann aus Herbern postiert; der sieht das Tier aus dem Gehölze kommen und über das zu der Weide führende „Heck“ setzen, und giebt seinen Schuß auf des Wolfes Breitseite ab. Das Tier kommt aber nicht zu Fall, sondern rennt über die Weide und schleicht durch die gegenüberliegende Wallhecke in das jenseitige Gehölz. Der Jäger überzeugt, das Tier getroffen zu haben, hört nun verwundert noch zwei Schüsse hinter der Hecke fallen, eilt dorthin und findet neben dem verendeten Wolfe die von Merveldtschen Jäger, die behaupten, dem Tiere den Garaus gemacht zu haben,

Wolf, Schafe in einer Hürde witternd (Fig. 11).

daher sie die Beute als ihr Eigentum in Anspruch nehmen und im Triumphe nach Münster führen. Hier wurde der Wolf, ein prächtiges Tier von 40 kg Körpergewicht, auf dem von Merveldtschen Hofe — Ludgeristraße, der Kirche schräg gegenüber — zur Schau gestellt und unter der Freitreppe dieses adeligen Hofes in dem Kellereingang zur Besichtigung für alt und jung aufgebahrt.

Es war nun nicht so sehr die Erlangung des von der Regierung für Erlegung eines Wolfes ausgesetzten Schußgeldes, als vielmehr die Ehre, ein solches Tier geschossen zu haben, was den Wirt Hennemann veranlaßte, seine gerechten Ansprüche auf das Tier geltend zu machen. Die bezügliche Behörde ließ den Fall sachverständlich untersuchen und beurteilen, und die Untersuchung der von den Jägern bei der Jagd

im Hagelbeutel getragenen, und der aus dem Kadaver des Wolfes ausgezogenen Schrotkörner ergab, daß die Rehposten, welche den Wolf getötet hatten, mit denen des Hennemann übereinstimmten, während sich von dem Fuchshagel der von Merveldtschen Jäger kein einziges Korn in dem Wolfe auffinden ließ. Nach dem Urteile des richtenden Schiedsmannes hatten die Jäger also in dem Augenblicke, wo der tödlich verwundete Wolf in ihrem Jagdbezirk zusammenbrach, noch blinde Schüsse abgefeuert, als wenn er durch sie erlegt worden sei. Hennemann brachte nun seine Beute nach Herbern und schenkte dann den Kadaver an das zoologische Museum in Münster.

Über späteres Auftreten von Wölfen in Westfalen fließen die Angaben sehr spärlich. Nach Altum soll sich im Februar 1838 ein Wolf einige Wochen in der Davert aufgehalten, und um dieselbe Zeit ein Paar in der Nähe von Seppenrade gezeigt haben, wovon das Männchen, als es sich zu einer Hündin begeben wollte, geschossen wurde; doch sind unsere Nachforschungen über den Verbleib desselben resultatlos geblieben.

In unserem zoologischen Garten hat der Wolf seit einigen Jahren seinen Einzug gehalten. In Gestalt ähnelt er einem kräftigen, hochbeinigen, mageren Metzgerhunde mit herabhängendem Schwanze. Die Augen stehen etwas schräg; die mittelgroßen, dreiseitigen Ohren sind beim Lauschen aufgerichtet. Die Körperfärbung ist je nach Jahreszeit und Heimat etwas verschieden, im allgemeinen fahl graugelb mit schwarz gemischt, auf der Unterseite heller.

Während er im Sommer allein auf Raub ausgeht, findet man ihn im Spätherbst und Winter oft in Rudeln von großer Anzahl umherstreifen. Seine Beute sind große und kleine Säugetiere und Geflügel aller Art. In den Herden der wehrlosen Schafe kann er furchtbar aufräumen; sogar Hirsche, Rinder und Pferde sind vor seinen Angriffen nicht sicher, wissen sich aber durch Geweih, Hörner und Hufe meist erfolgreich zu verteidigen. Den Menschen greift er nur bei wütendem Hunger an. Selbst gefallene Tiere verschmäht er nicht.

Seit Linné bis auf Darwin haben die Zoologen sich vergeblich bemüht, ein bestimmtes Merkmal aufzufinden, welches die beiden so nahe verwandten Arten, Wolf und Haushund, von einander unterschiede.

„Will man — so schreibt Blasius — den Haushund als Art von den übrigen Wölfen trennen, so giebt es auch noch kein besseres Kennzeichen, als das des links gekrümmten Schwanzes der lakonischen Diagnose Linnés: C. cauda sinistrorsum recurvata.“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bei einiger Umschau unter den Haushunden läßt uns aber auch dieses Merkmal im Stich; denn es giebt einerseits Hunde genug, welche den Schwanz nach rechts aufgekrümmt tragen, und anderseits hängt der Schwanz beim Wolfe durchaus nicht stets abwärts. Wenn unsere zahmen Wölfe jemandem zutraulich begegnen, so tragen sie ihren Schwanz stets nach aufwärts und auch zurückgekrümmt, gerade so, wie es die meisten Hunde zu thun pflegen.

So ist denn die Linnésche Diagnose nichts weniger als ausreichend.

Blasius sucht dann nach Unterschieden in Schädel und Gebiß. „Der Hund ist nach seinem Skelett, nach Schädel und Gebiß ein Wolf; doch ist es nach Schädel und Gebiß weder möglich, ihn mit irgend einer wild vorkommenden Wolfsart zu vereinigen, noch von den bekannten Wolfsarten scharf zu trennen. Unsere europäischen Hunde schwanken in ihren Schädeleigentümlichkeiten zwischen denen des Wolfes und des Schakals, doch so, daß sich die Charaktere mannigfaltig kreuzen, verbinden und abändern. Die Nasenbeine erstrecken sich meist etwas weiter in die Stirn hinein vor, als die Oberkieferbeine; doch kenne ich keine Schädel, die hierin das Maß des Wolfes erreichen. Alle stehen dem Schakal näher, und ich habe kräftige Hundeschädel gesehen, bei denen beide Schädelknochen gleich weit nach hinten in die Stirn hinein vortreten, sich also dem Schädel des Fuchses nähern, ohne ihn zu erreichen. Die Stirnbeine legen sich bei starken Schädeln, wie beim Wolf, nicht so weit, als die Zwischenkiefer, an die Nasenbeine an; bei schwächeren Schädeln habe ich auch das umgekehrte gesehen, wie beim Schakal. Der Oberkiefer erweitert sich bei kurzen, gedrungenen Schädeln, wie beim Wolfe, vor dem letzten Lückenzahn stärker, so daß dieser Zahn ganz schief zu stehen kommt, gleichviel ob der Hund groß oder klein ist; bei langgestreckten Schädeln ist diese Erweiterung schwach und gleichmäßig, wie beim Schakal, so daß dieser Lückenzahn in seiner Richtung wenig vom vorhergehenden abweicht, gleichviel ob der Schädel klein ist oder die Stärke des Wolfsschädels erreicht. Die Vorderzähne haben Seitenlappen, wie bei den übrigen Wolfsarten; doch sind diese ohne Ausnahme schwächer als beim Wolfe, und nähern sich denen des Schakals. Die oberen Höckerzähne stimmen am meisten mit denen des Schakals überein, indem die äußere Hälfte sich nicht sehr stark über die innere erhebt. Doch wie auch der Schädel wechselt zwischen dem des Wolfes und Schakals, sogar entfernt an den des Fuchses erinnert, er hält auch etwas eigentümliches fest. Die Stirn tritt in der Regel stärker über den Scheitel in den Nasenrücken hervor als beim Wolfe und Schakal; doch darin zeigen sich erst recht extreme Abweichungen bei verschiedenen Hunderassen. Es versteht sich, daß in diesen Eigentümlichkeiten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nur Schädel von ungefähr gleichem Alter miteinander erfolgreich verglichen werden können."

Wie ersichtlich, bieten auch diese minutiösen Schädeluntersuchungen kein befriedigendes Ergebnis.

Professor Dr. H. Landois aber macht sich anheischig, jeden lebenden Wolf von einem lebenden Haushunde zu unterscheiden, und zwar mit Sicherheit. Obgleich der Wolf eine verhältnismäßig schmale Brust besitzt, so sind seine Bewegungen doch im allgemeinen viel kräftiger und zugleich gelenkiger, als beim Haushunde. Dazu kommt die unersättliche Freßgier. Es ist geradezu widerlich anzusehen, wie der Wolf sein Futter verschlingt. In einem Nu sind große Fleischstücke mit den Knochen unzerkleinert verschlungen. Unser Wolf erhielt einmal neben seiner täglichen Fleischration ein etwa 8 Wochen altes Schweinchen, und in kürzester Zeit war das grob zerlegte Schwein in seinem Magen verschwunden. So frißt nie ein Hund und wenn er von dem größten Hunger geplagt wäre.

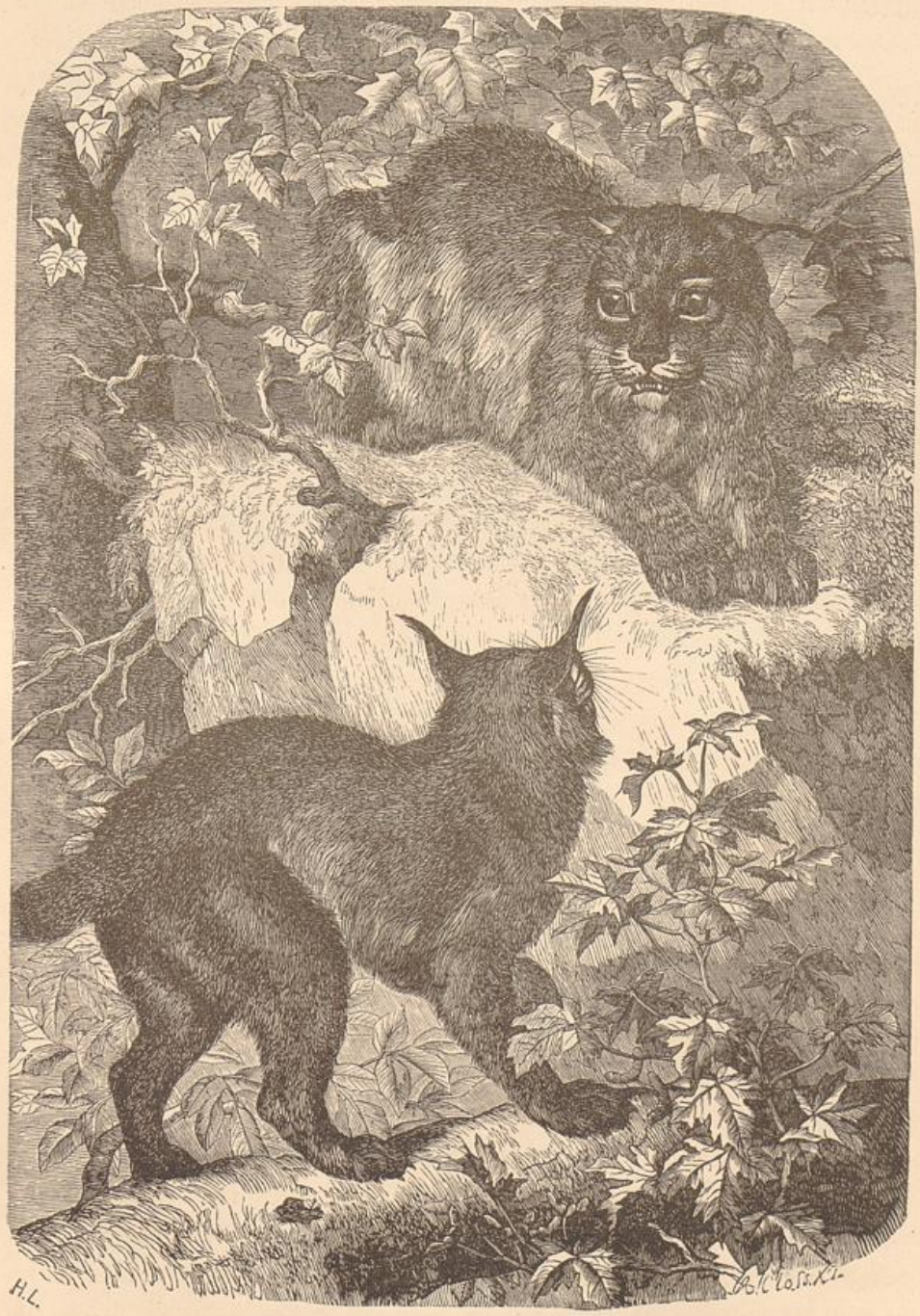
Derartige biologisch unterscheidende Merkmale haben jedoch für die beschreibende Zoologie wenig Wert, weil sie an toten Exemplaren nicht mehr beobachtet werden können. Handelt es sich z. B. um die Auszahlung des Schußgeldes seitens der obrigkeitlichen Behörde für einen erlegten Wolf, so entsteht die Frage, ist das erlegte Tier ein Wolf oder nur ein Hund? Hierher bezügliche Prozesse konnten bislang selbst von Zoologen vom Fach, die als Sachverständige geladen waren, nicht mit Entschiedenheit begutachtet werden.

So stehen wir denn anscheinend ratlos vor der Frage, wie sich der Haushund vom Wolfe unterscheide?

Und doch giebt es ein unterscheidendes Merkmal! Professor Dr. H. Landois fand dieses in der verhältnismäßigen Länge des Darmes zum Körper. Beim Haushund ist der Darm 5 bis 6 mal so lang als der Körper (von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel gemessen); beim Wolf nur 4 mal so lang als der Körper. Die beweisenden detaillierten Messungen bei jungen und alten Wölfen und Hunden sollen in einer Fachzeitschrift veröffentlicht werden.

Die Brunstzeit unserer Wölfe fällt in die Mitte März und dauerte die Tragzeit 68 Tage. Es fiel auf, daß die trächtigen Wölfe lange nicht einen so starken Leibesumfang erreichen, wie wir dieses bei Hündinnen zu sehen gewohnt sind. Die Jungen messen von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 25,5—27,5 cm; der Schwanz ist 75—85 cm lang, gewiß eine bedeutende Größe, wenn wir sie mit den Maßen neugeborener Bären vergleichen, welche bei der Geburt nur 18 cm messen!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Luchse (Fig. 12).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Oberkopf, Scheitel, über der Schnauze, den Augen, Ohren bis zum Nacken zeigen eine braungraue Färbung; der übrige Pelz ist braunschwarz mit weißlichen Haarspitzen. Bei einigen Exemplaren findet sich ein kleiner weißer Fleck an der Brust von etwa 22 mm Länge, der bei anderen mehr verwischt auftritt. Zwölf Tage nach der Geburt öffnen sich die Augen der jungen Wölfe. Die dunkel-schwarzbraune Färbung verliert sich sehr bald, indem die fahlgraue Grundwolle erstere immer mehr und mehr verdrängt. Nur der Unterkiefer, sowie die Augen- und Ohrränder bleiben schwärzlich.

Als König der damaligen Tierwelt schritt schon der **Höhlenlöwe,** Felis spelaea Goldf., einher. Sein vierschrötiger Kopf, die breite starke Brust, der schlanke Hinterleib mit eingezogenem Bauche, der lange Schwanz und die mächtigen Tatzen, die „Pranken", zeichneten ihn vor allen Katzen aus. Sein ganzer Knochenbau giebt uns die volle Berechtigung, sein Leben und Treiben daraus zu erschließen. Auch seine Lebensweise wird, wie die der Hyäne, eine nächtliche gewesen sein. In den verborgensten Dickichten der Wälder und in Höhlen hatte er sein Lager, von wo aus er die Umgegend auf Beute durchstreifte; an den Wasserplätzen, wo Auerochsen, Mammut und Nashorn zur Tränke kamen, fielen ihm diese zum Opfer. Sein furchtbares Gebrüll machte auch damals schon den Erdboden erzittern.

Für den letzten westfälischen **Luchs,** Felis lynx L. (Fig. 12) findet sich gleichsam als Grabschrift auf einem Bilde des Grafen von Plettenberg-Lehnhausen auf dessen Gute Hovestadt bei Soest die folgende Unterschrift:

LVX ERAT ANDREAE VIGILANTIS NOXIA LYNCI
HAEC LYNCI INFVDIT FATA CITATA NECIS.

Dieses Distichon besagt, daß der Luchs in der Vigilie des Apostels Andreas im Jahre 1745 (also am 29. November) geschossen wurde. Auf der Rückseite des Bildes ist denn auch der Jagdgrund genauer bezeichnet: „in der Grafschaften Jagd auf dem Salschede." Grafschaft war eine alte reiche Abtei in der Nähe des höchsten Punktes des südlichen Westfalens, des Astenberges; Salschede ist der Gebirgswald, welcher die Wasserscheide von Ruhr und Lenne bildet. Der Pelz des Tieres kam in Besitz des Fürsten von Sayn-Wittgenstein.

Auch aus den übrigen Kulturländern Mittel-Europas, das der Luchs früher allgemein bewohnte, ist er seit Jahrhunderten fast verschwunden. Nach Altum wurden in Sachsen vom 9. Oktober 1656 bis 9. Oktober 1677 vom sächsischen Hofe 182 Luchse erlegt, die also vor 200 Jahren dort noch recht zahlreich sein mußten. Relativ häufig kommt er jetzt noch in den Alpen, noch mehr aber im Kaukasus vor,

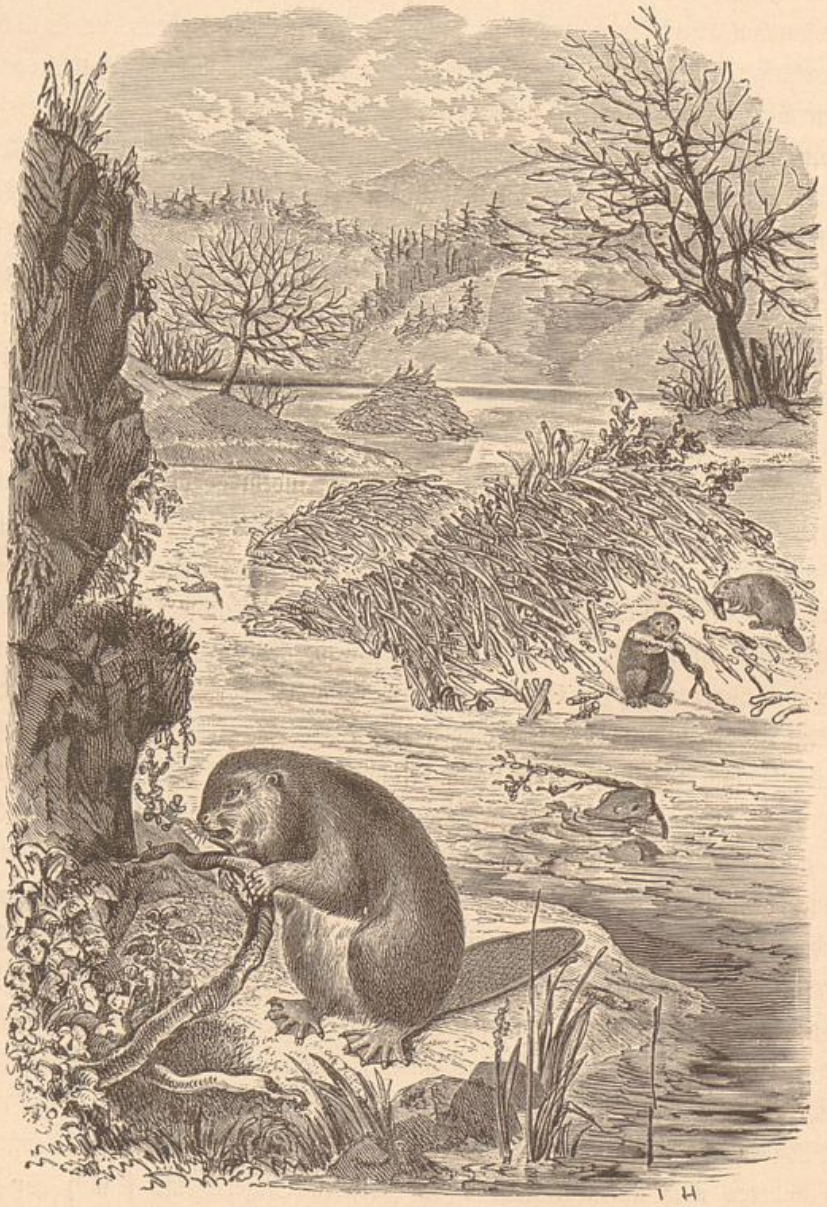
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wie er denn in Skandinavien, Sibirien, dem nördlichen Rußland und in Polen noch zu den bekannten Tieren gehört. Von 1846—60 wurden z. B. in 17 norwegischen Ämtern 1803 Luchse erbeutet; 1865 für 9 erlegte Luchse in Ostgalizien Prämien bezahlt. In Siebenbürgen ist er selten, denn eine Beute von 3 Stück im Jahre 1846 steht als vereinzelter Fall da; 1845 und 46 wurden in Österreich (ohne Ungarn) im ganzen nur 6 Luchse, am 5. November 1819 bei Toulon 4 Stück erlegt. So ist der Luchs auch im übrigen Mittel-Europa eine große Seltenheit geworden, und zeigte sich zuletzt stets nur in schwer zugänglichen Waldregionen, in denen er bei seinen weiten Streifereien auf kurze Zeit ein schützendes Asyl gefunden hatte. Im Thüringer Walde wurden in den Jahren 1773, 88, 89 und 96 ihrer 5, der letzte am 4. März 1819, im Harz 1809, 17 und 18 je einer erlegt; ferner 1825 bei Raggel im Walserthale (Vorarlberg) einer, im bairischen Oberlande im Winter 1830/31 die letzten, eine Familie von 4 Stück, einer 1846 in Württemberg, 1861 in Ostpreußen, Oberförsterei Nassaven, der vorletzte daselbst Oberförsterei Tuppen 1865 und der letzte 1872 in der Nähe von Braunsberg. Die Luchsfelle, welche aus Amerika stammend alljährlich in London in Mengen von 12—36000 Stück versteigert werden, gehören einer verwandten Art, dem kanadischen Luchs, Felis canadensis Desm. an.

Auch über die sonstigen Eigentümlichkeiten des Luchses lassen wir unseren Gewährsmann Altum sprechen. „Von etwa Hühnerhundgröße zeichnet sich der zur hohen Jagd gerechnete einheimische Luchs durch einen oberhalb bräunlich-rötlichen, im Winter mehr hellgrauen, unten weißen, dunkler gefleckten Pelz, schwarze lange Ohrpinsel, schwarze Schwanzspitze und grünlich-gelbe Iris aus. Gesicht und Gehör sind ausgezeichnet. Bei Schritt und Trab schnürt er; übrigens läuft er wie alle Katzen nicht sehr schnell, doch erreichen seine anfänglichen Sprünge in großer Flucht 5 m und er vermag es, einen kräftigen Hasen bald zu überholen. Er klettert sehr geschickt und springt vom Boden bis 5 m hoch empor. Daß er seine größere Beute in der Regel in sicherem Sprunge von oben überfällt, bestätigen die bei dem 1818 im Harz erlegten Luchse gemachten Beobachtungen nicht. Seine Beute hatte er stets an der Kehle gefaßt und dann zerrissen, nachdem er in großen Annäherungssprüngen auf dieselbe eingedrungen war. Er mordet häufig über Bedarf und greift siegreich auch das größere Wild (Rotwild, Elch) an, doch verschmäht er auch kleinere Säugetiere und Waldhühner nicht. Wo er hauset ist sehr bald der ganze Wildstand ruiniert, viele Stücke sind zerrissen, die noch übrigen scheu und flüchtig. Seine außerordentliche Stärke zeigt sich besonders durch Fortschleppen einer schweren Beute."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vor hundert Jahren noch sah es in der Säugetierwelt Westfalens vielfach anders aus als heutzutage, wo die zunehmende Kultur des Bodens, namentlich aber die gewaltige Ausdehnung der Fabrikanlagen, manche an stille Aufenthaltsorte gebundene Tiere mehr und mehr verdrängte. Dazu gehört auch der jetzt im westlichen und mittleren Europa nur mehr vereinzelt anzutreffende **Biber,** Castor fiber L. (vgl. Fig. 13), der sowohl im Körperbau wie in der Lebensweise von den übrigen Nagern vielfach abweicht. Sein Körper ist im ganzen gedrungen, der Kopf stumpf und kurz; dem Wasserleben entsprechend sind die Nasenlöcher und die im Pelz versteckten Ohrmuscheln verschließbar. Die Beine sind kurz, fünfzehig, die Hinterfüße mit einer Schwimmhaut versehen; die zweite Innenzehe trägt einen doppelten Nagel. Vermittelst seiner überaus kräftigen, vorn rostgelben Nagezähne vermag er sowohl kleinere Triebe als dicke Stämme von allerlei Hölzern zu fällen; diese benutzt er teils zu seiner Nahrung, indem er die Rinde abschält und verzehrt, teils zum Bau seiner Wohnung, die er entweder in Form einer Höhle im Ufer, oder einer größeren mit Erde durchsetzten Holzburg mitten im Wasser anlegt. Letztere baut er aber nur dann, wenn die Anzahl der beisammen wohnenden Pärchen dazu imstande ist und sie ungestört bauen können. Daraus ergiebt sich denn auch, daß er den Forsten großen Schaden bringt. Das Abnagen der Stämme, das nur in stillen Abendstunden oder bei Nacht geschieht, verursacht ein weithin vernehmbares, eigentümlich knarrendes Geräusch. Ein besonderes Merkmal bildet der gegen 20 cm lange, 13 cm breite platte beschuppte Schwanz. Die Grundwolle seines dichten, heller oder dunkler braun gefärbten Pelzes ist außerordentlich fein, mit gröberen Grannen durchsetzt, und dient namentlich zur Verfertigung der teuern, aber sehr dauerhaften Filzhüte. Das Fell wird mit 12 bis 15 Mark bezahlt. Außerdem benutzt man von ihm als krampfstillendes Mittel das sogenannte Bibergeil oder Castoreum, welches sich in sackartigen Drüsen am Bauche abscheidet. Der Biber findet sich noch häufig in Polen, Rußland, Sibirien und namentlich in Nordamerika, von wo aus alljährlich in London über 150000 Felle verkauft werden. Im Magdeburgischen scheint er in der Elbe nicht so selten zu sein; dort wurde unter anderen noch am 20. Mai 1882 zwischen Belgern und Kanitz ein 4 Fuß langer Biber lebend in einem Fischnetz gefangen. In der Oberförsterei Lödderitz an der Elbe findet sich noch eine bauende Biberkolonie. In früherer Zeit ist er auch in Westfalen recht häufig gewesen, was die Schädel beweisen, die vielerorts im Flußsande gefunden werden, und anderseits die Namen von Personen und Ortschaften, in denen das Wort Biber zu erkennen ist, wie z. B. Haus Bever,



Biber, eine Holzburg bauend (Fig. 13).

Bach Bever, Bevergern, Ost- und Westbevern, Beverungen, von Beverförde, in dessen Stammwappen Biber figurieren u. s. w. Ältere Leute haben ihn und seine Baue im Anfange dieses Jahrhunderts an der Lippe noch gesehen. Die vorletzte Äbtissin des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stiftes Kappel bei Lippstadt ließ daselbst den letzten Biberbau zerstören und das letzte Pärchen erschießen.

Über das Schicksal der letzten Biber an der Möhne im Arnsbergischen schrieb uns Professor Dr. Pieler in Arnsberg nach den Akten der kurfürstlichen Regierung daselbst, aus dessen ausführlichen Angaben folgendes hier mitgeteilt werden mag:

Am 4. Mai 1805 berichtete der Rentmeister Anthée auf der Domäne Ölinghausen, „daß die Biber auf der Möhne sich bis in den Mühlengraben zu Himmelpforten verbreitet haben und daselbst nicht nur die Anpflanzung der Weiden vernichten und deren Stämme zu 2—3 Zoll dick augenscheinlich abhauen, sondern auch das Ufer so untergraben, daß bei Überschwemmungen Verwüstungen am Wasserbau angerichtet werden."

Das naturhistorische Museum zu Poppelsdorf erhielt auf Wunsch am 27. Juni 1821 durch den Forstinspektor Harbert einen von dem Waldwärter Christian Metzler zu Himmelpforten am Abend vorher gefangenen jungen Biber, und der Museums-Direktor, Professor Goldfuß, dankte unterm 5. Juli für den schätzbaren Beitrag zur Sammlung für die vaterländische Naturgeschichte. In einem weiteren Schreiben erbot sich die Regierung zu Arnsberg, auch einen alten Biber fangen zu lassen, und am 24. Oktober 1822 wurde ein von Förster Wunsch auf der Möhne gefangener alter Biber an die Regierung und von dieser nach Bonn geschickt. Am 24. Dezember 1830 erbat sich der Oberpräsident von Vincke auch ein Exemplar für das Museum in Münster, und ein Danksagungsschreiben des Direktors des naturhistorischen Museums, Becks zu Münster, vom 4. April 1831 zeigt, daß dem Wunsche des Oberpräsidenten alsbald entsprochen war, und zwar zwischen Günne und Himmelpforten durch Oberförster Schmidt zu Himmelpforten, Förster Dedig und Waldwärter Hüser. Der Schmidt schrieb bei Einsendung des Tieres, er habe „bestimmt gehofft, einen weit größeren von wenigstens 40 bis 50 Pfund zu fangen" und klagt darüber, daß die Verfolgung der Biber so groß sei, daß eine starke Vermehrung nicht statthaben könne.

Die hier beklagte Verminderung der Biber schreibt der Oberförster Schmidt besonders den Wilddieben zu, welche sich derselben durch Legen von Tellereisen bemächtigten. Er selbst habe 1832 und 33 fünf solcher Tellereisen an der Möhne weggenommen.

Vom Jahre 1831 an finden sich wiederholte Klagen des Gutsbesitzers Adolf Schulte zu Himmelpforten über die von den Bibern an den Weidenpflanzungen auf seinen Weidegrundstücken angerichteten Verheerungen. Er wies den angerichteten

Schaden wirklich nach und Oberförster Schmidt mußte selbst einräumen, daß derselbe am Weidenstrauchholze in zwei Jahren sich auf 3 Klafter belaufe. In dem Berichte findet sich noch die Bemerkung, daß die „gegenwärtig (1834) sich noch aufhaltenden Biber die von früheren Zeiten noch vorhandenen Höhlen bewohnen". Außer diesen Schadenersatz-Forderungen für abgebissenes Weidenholz und für eingesunkene Biberbaue auf den Wiesen des Schulte machte derselbe am 23. November 1835 die Anzeige, daß ein Ochse auf seiner Wiese an der Möhne in einen Biberbau eingesunken sei, so daß das Tier, auf dem Hinteren sitzend, die Vorderfüße und den Kopf am Rande des Loches noch unter der Oberfläche des Bodens an der Luft gehabt habe. Erst nach acht Tagen sei der Ochse von einem Knaben, der dort Weidenruten geschnitten habe, gefunden worden. Er forderte Ersatz des Schadens an dem Vieh oder Kurkosten und für die Aufbesserung des dort — an der Bräderwiese — unterminierten und eingesunkenen Bodens. Ebenso verlangte er im Jahre 1844 Ersatz für eine Kuh, welche durch Einbrechen in einen Biberbau zu Grunde gegangen. Aus den Berichten der Forstbeamten über diese Sache ergiebt sich, daß das Tier wirklich in einen Biberbau gefallen war — die Höhlen sollen aber damals nicht mehr bewohnt gewesen sein; „die Ausstiege nach der Landseite hin sind an der betreffenden Höhle, auch bei den andern längs der Möhnenfer noch vorhandenen Höhlen deutlich zu erkennen."

Die Schonung und Hegung der Biber war wiederholt 1828 und 1836 von Berlin aus anbefohlen. Die Regierung zu Arnsberg erklärte darauf, am 9. Juli 1836, daß diese Tiergattung hier an der Möhne in wenigen Jahren unvermeidlich aussterben werde: a) wegen der immer vorschreitenden Kultur der an der Möhne belegenen Wiesengründe; b) wegen der Wilddieberei, welche durch den hohen Preis des Bibergeil sehr thätig und deren Arbeit mit Tellereisen sehr leicht auszuführen sei. Es lebten an dem Flusse zwischen Drüggelte und Neheim noch etwa 5—6 Stück. Sie fänden ihren Aufenthalt und ihre Nahrung in dem 3—20 Ruten breiten mit Weidenholz bestandenen Terrain; aber die Wiesenbesitzer haueten die Weidenbüsche häufig ab. Als notwendige Maßregeln zur Hegung der Tiere wird empfohlen: a) die Strafe von 10 auf 20 Thlr. zu erhöhen, da für das Geil 15 bis 20 Thlr. gezahlt würden; b) dem Denuncianten eines Wilddiebes eine Prämie von 10 Thlrn. auszusetzen.

Am 5. Oktober 1838 zeigte Oberförster Schmidt zu Himmelpforten an, daß Förster Gottfr. Wunsch zu Delecke an der Möhne einen verendeten Biber gefunden habe.

Am 13. Mai 1840 schlug der Zimmermann Adam Schrage bei Stockum auf seiner Wiese an der Möhne einen bei ihm vorbeigehenden Biber mit einem Zaunstecken tot. Der weibliche Biber wurde, nachdem er durch den Förster Schmidt zu Sorpe ausgestopft war, von der Regierung mittels Verfügung vom 7. Juli 1840 dem Gymnasium zu Arnsberg geschenkt, um in dem naturhistorischen Museum aufbewahrt zu werden. Das Bibergeil — beide Beutel —, welches von den Forstleuten herausgenommen war, wog frisch, ungetrocknet, 7 Unzen und wurde, zum Verkauf an den Meistbietenden ausgesetzt, einem Apotheker für 42 Thlr. überlassen.

Der Schmidt bemerkte bei der Übersendung des ausgestopften Tieres, es sei schade, daß dasselbe zu einer Zeit erlegt sei, wo die Ober- oder Grannenhaare nicht vollständig gewesen.

So weit Professor Pieler. Das oben genannte hübsche Exemplar unserer akademischen Sammlung wurde nach dem Inventarverzeichnis No. 48 „im Frühjahr 1831 an der Möhne, einem Zufluß der Ruhr, einige Stunden oberhalb Neheim auf Befehl der Regierung zu Arnsberg gefangen und hierher geliefert."

Es finden sich zwar bei Altum noch anderweitige Angaben über spätere Beobachtungen in den 50er Jahren; auch soll nach ihm das Arnsberger Exemplar aus dieser Zeit stammen. Wie wir aber aktenmäßig festgestellt haben, wurde dasselbe am 13. Mai 1840 mit einem Knittel erschlagen als der letzte seines Stammes, über den wir sichere Kunde besitzen.

Die westfälischen Biber sollten sich durch eine bedeutende Größe ausgezeichnet haben; dies ist jedoch nicht der Fall. Die Maße der verschiedenen Körperteile bleiben vielmehr noch unter den Mittelzahlen, welche Blasius in seinem bekannten Handbuche angiebt.

Außer den genannten, in den Diluvialgebilden fossil gefundenen Tieren, heimateten aber zu damaliger Zeit in Westfalen noch viele andere Säugetiere, wie Wildschwein, Schaf, Ziege, Reh, Dachs, Marder, Fischotter, Wildkatze, echte Mäuse, Wühlmäuse, Eichhörnchen und Fledermäuse. Jedoch überlebten diese die hereinbrechende Eiszeit und erhielten sich bis in die Gegenwart hinein. Sie werden deshalb zweckmäßiger in einem folgenden Abschnitte behandelt, während hier, um einen Gesamtüberblick der in Westfalen fossil gefundenen Säugetierarten zu geben, die Namen derselben in systematischer Reihenfolge nochmals aufgezählt werden.

Es sind im ganzen 37 Arten:

1. Das Mammut,* Elephas primigenius Cuv.
2. Der großohrige Elephant,* Elephas priscus Goldf.

3. Das Wildschwein, Sus scropha L. und das Hausschwein, Sus domestica L.
4. Das wollhaarige Nashorn* oder das Nashorn mit der knöchernen Nasenscheidewand, Rhinoceros tichorhinus Cuv.
5. Das kleine Flußpferd,* Hippopotamus minor Goldf.
6. Der Auerochs,** Bos priscus Boj., Bos urus L.
7. Der wilde Hausochs,** Bos primigenius Boj., Bos taurus L.
8. Das Schaf, Ovis aries L.
9. Die Ziege, Capra hircus L.
10. Der Riesenhirsch,* Cervus megaceros Hart.
11. Der Edelhirsch, Cervus elaphus L.
12. Das Reh, Cervus capreolus L.
13. Das Elen,** Cervus alces L.
14. Das Renntier,** Cervus tarandus L. und das kleingeweihige Renntier,** C. Guettardi Sternb.
15. Das Pferd, Equus adamiticus Goldf., E. caballus L.
16. Der Höhlenbär,* Ursus spelaeus Blumenb.
17. Der braune Bär,** Ursus arctos L.
18. Der Dachs, Meles taxus Schreb.
19. Der Vielfraß,** Gulo spelaeus Goldf., G. borealis Nilsson.
20. Der Edelmarder, Mustela martes Briss.
21. Der Iltis, Mustela putorius L.
22. Die Fischotter, Lutra vulgaris Erxleb.
23. Die Höhlenhyäne,* Hyaena spelaea Goldf.
24. Der Höhlenwolf, Lupus spelaeus Goldf., Canis lupus** L.
25. Der Haushund, Canis fossilis Cuv., C. familiaris L.
26. Der Fuchs, Canis vulpes L.
27. Der Höhlenlöwe,* Felis spelaea Goldf.
28. Die Wildkatze, Felis catus L.
29. Der Luchs,** Felis lynx L.
30. Der Hase, Lepus timidus L.
31. Die Waldmaus, Mus silvaticus L.
32. Die Mollmaus, Arvicola amphibius L.
33. Feldmaus-Art, Arvicola sp.?
34. Die Waldwühlmaus, Hypudaeus glareolus Schreb.
35. Der Biber, Castor fiber L.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

36. Das Eichhörnchen, Sciurus vulgaris L.

37. Fledermaus-Art, Vespertilio sp.? und endlich als Krone der Schöpfung Der Mensch, Homo sapiens L.

Die in diesem Verzeichnisse mit einem * bezeichneten Arten sind überhaupt auf der Erde ausgestorben; die mit zwei ** gekennzeichneten kommen noch lebend vor, wenn sie auch aus Westfalen durch die Kultur verdrängt worden sind. Alle übrigen und noch mehre andere heimaten noch jetzt auf westfälischem Boden.

Was die in diesem Boden bis jetzt gefundenen fossilen Reste von **Menschen** betrifft, so sind dies folgende.

1. Der berühmte und allgemein bekannte Schädel des Neanderthalmenschen, den unser verstorbenes Vorstandsmitglied, Professor Dr. Fuhlrott, in dem Neanderthale bei Düsseldorf aufgefunden, kann zunächst hierher gezählt werden, da die Felsspalte, in der er ausgegraben, mit den übrigen so zahlreichen westfälischen Kalkhöhlen in demselben Gebirgszuge lag. Von den Höhlen des Neanderthales war bei dem ausgedehnten Betriebe der Kalksteinbrüche nur noch eine einzige, nach dem Liederdichter Joachim Neander benannte übrig geblieben, und auch diese ist dem neuesten Bahnbau zum Opfer gefallen. „Die Reihe des Abbruchs — schreibt Fuhlrott — traf zuerst im Sommer 1856 die kleinere Grotte der Feldhofer Kirche, deren Mündung, von einer vorliegenden schmalen Felsterrasse verdeckt, nur einen flach gewölbten, sehr kleinen Hohlraum andeutete, aber nach Abbruch der Terrasse 2,5 m hoch und an der Basis fast eben so breit gefunden wurde. Die Grotte war bis zum Rande der vorliegenden Terrasse mit einer kompakten Lehmschuttmasse angefüllt, in welcher man 40—60 cm unter der Oberfläche verschiedene Teile eines menschlichen Skeletts entdeckte.“ Bekanntlich zeichnet sich der hier gefundene Schädel durch die außerordentlich niedrige Stirn aus und hat für die Erkenntnis des vorgeschichtlichen Menschen seine besondere Bedeutung. Nach dem Tode Fuhlrotts ist er in den Besitz des Bonner Museums gelangt. Die Frage nach dem Alter dieses Skeletts beantwortete Fuhlrott dahin, daß es bis zur Diluvialperiode hinaufreiche, und wird diese Ansicht auch vielfach von den Fachgelehrten geteilt.

2. Im Jahre 1852 wurde die Balver Höhle genauer untersucht und fand sich dabei in einer Entfernung von 32,6 m vom Eingang und in einer Tiefe von 1,6 m ein bearbeiteter, kammartig eingeschnittener Knochen, und in der Tiefe von 3 m der Unterkiefer eines menschlichen Kopfes. Dieser letztere ist nach dem Berichte von Dechens mit einer Auswahl der übrigen Knochenfunde an das Königl. Handels-Ministerium gelangt und dürfte der Sammlung einverleibt worden sein, welche sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gegenwärtig in der Bergakademie zu Berlin befindet. Leider ist darüber bis jetzt nichts Näheres bekannt geworden. Die neuesten Funde menschlicher Gebeine in der Balver Höhle im Jahre 1881 haben sich als recente Knochen erwiesen.

3. Hieran schließt sich in örtlicher Beziehung der neueste Fund, worüber Prof. Dr. Hosius auf der 4. General-Versammlung der westfälischen Gruppe der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Münster am 16. Oktober 1881 nachstehendes berichtet:

Die menschlichen Skelette, die Artefakte und Tierreste, welche im verflossenen Jahre im Eingang einer Höhle bei Letmathe gefunden wurden, lagen vor. Dieselben sind von den Besitzern, den Herren Tenhompel, Vogelsang und Drerup dem hiesigen Museum geschenkt und dadurch der Provinz erhalten geblieben. Die zugleich gefundenen Tierreste gehören vorzugsweise kleineren Tieren, Nagern und Mardern an, die größeren, meist der Länge nach gespaltenen Knochen dem Hirsch. Die Angabe Schaaffhausens, daß sich keine Reste von diluvialen Tieren gefunden hätten, muß dahin berichtigt werden, daß sich unzweifelhaft Knochen der Höhlenhyäne mit den menschlichen Knochen vermengt vorgefunden haben. In ihrer Beschaffenheit weichen aber diese Knochen nicht unerheblich von denen der menschlichen Skelette und der kleineren Tiere ab. Wenn daher auch nach den gefundenen Artefakten den Skeletten ein hohes Alter zukommt, so bleibt es doch mehr als zweifelhaft, ob die Menschen, von denen diese Skelette herrühren, Zeitgenossen der diluvialen Tiere gewesen sind.

4. Im Sommer 1869 wurden beim Neubau einer Brücke der Venlo-Hamburger Eisenbahn über die Ems, etwa $^5/_4$ Meilen nordöstlich von Münster, in der Gemeinde Handorf, Teile eines menschlichen Skeletts, Waffen und Werkzeuge, sowie Reste von Säugetieren etwa 6,3 m unter der damaligen Oberfläche aufgefunden. Nach der Aufzählung von Professor Dr. Hosius waren es folgende:

a) Die Scherbe eines Topfes, der ältesten hier bekannten Form angehörend, mit der Hand geformt und roh gebrannt.

b) Beile aus Hirschgeweihen gearbeitet. Sie stimmen vollständig mit den in der Lippe gefundenen, später zu erwähnenden Stücken überein.

c) Lanzen- oder Pfeilspitze ohne Verzierungen.

d) Steinbeil aus Diorit, poliert.

e) Vom menschlichen Skelett ein Bruchstück des Beckens, ein Schien- und Ellbogenbein, einem Individuum mittlerer Größe angehörend.

f) Unteres Ende des Oberschenkels und eine Rippe vom Mammut.

g) Die Stange der rechten Seite des Geweihes vom Renntier. Es gehört zu den kleineren, die als Geweih des Cervus Guettardi Sternb. beschrieben sind.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

h) Unterkiefer, Atlas und mehrere andere Knochen vom Bos primigenius.

i) Geweihe und mehrere andere Knochen vom Edelhirsch.

k) Unterkiefer und andere Knochen vom Schwein.

l) Kopf vom Biber.

5. Beim Bau einer Brücke über die Lippe bei Werne wurden im Jahre 1865 Reste von Menschen und Tieren gefunden. Darunter fanden sich a) ein Topf, sehr roh und aus freier Hand gemacht, aus Thon mit Kohle und Quarzkörnern schwach gebacken. Zwei Thongeräte, ein Ring und ein Wirtel von derselben Masse und derselben Arbeit. b) Waffen und Geräte von Hirschgeweihen und Knochen. c) Schädel, Scheitelbein, Schien- und Schenkelbein vom menschlichen Skelett. d) Atlas und der letzte Backenzahn der rechten Seite des Oberkiefers von Rhinoceros tichorhinus. e) Atlas von Bos priscus. f) Verschiedene Knochen von Bos primigenius. g) Schädel vom Auerochs. h) Sechs Schädel von Bos taurus. i) Schädel einer Ziege. k) Ein Stück vom Geweih des kleineren Renntieres. l) Schädel und zahlreiche Geweihe vom Edelhirsch. m) Drei Schädel vom Pferd. n) Drei Schädel vom Wildschwein. o) Drei Schädel von hundeartigen Tieren.

6. Endlich erwähnen wir noch die menschlichen Funde bis zum Jahre 1871 von der Ziegelei des Kolon Thiering in Roxel, etwa 1 Meile westlich von Münster, an dem Zusammenfluß mehrer Bäche mit der Aa. Merkwürdigerweise fand sich hier außer den Skeletten, deren mehr als 6 aufgefunden sind, nichts an Waffen oder anderen Erzeugnissen menschlicher Thätigkeit. Zwei der Schädel wurden Herrn Professor Dr. L. Landois in Greifswald zur Begutachtung vorgelegt, der als Resultat seiner Untersuchung mitteilte, daß er die Schädel nach ihrer Beschaffenheit für fossil halte, daß sich aber nach den vorgenommenen Messungen und nach Vergleichung mit sehr vielen jetzigen Schädeln kein erheblicher Unterschied zwischen ihnen und dem jetzt herrschenden Schädeltypus finde; die beobachteten Abweichungen lägen innerhalb der Grenzen, die noch heute bei normalen Schädeln beobachtet würden. Prof. Dr. Hosius knüpft daran die Bemerkung, daß es nicht möglich sei, aus den bis jetzt gesammelten Beobachtungen das geologische Alter dieser menschlichen Reste zu bestimmen; weder die Lagerungsverhältnisse noch die Beschaffenheit der Schichten oder der Reste selbst gäben einen durchaus sichern Anhaltspunkt.

7. Wenn sich in einer Erdschicht Holzkohlen neben Scherben von Töpfen, Steinwaffen u. s. w. vorfinden, so schließt man mit Sicherheit auf die Anwesenheit von Menschen. Bei den wissenschaftlichen Untersuchungen der Balver Höhle wurden die verschiedenen Erdablagerungen auch auf diese Reste hin genau untersucht. Virchow

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

glaubte darin 8 verschiedene Schichten zu sehen und v. Dechen beinahe ebensoviele, wogegen Dr. von der Marck es für ausreichend hält, 3 Hauptabteilungen anzunehmen. Er unterscheidet die obere Sinterschicht, die Renntier- und die Rollschicht. Letztere, auch als Gerölle- oder Bärenschicht bezeichnet, enthält namentlich Knochen vom Höhlenbär, der Höhlenhyäne und gerollte Stücke von Stringocephalenkalk. Die mittlere Renntierschicht birgt vorzugsweise Reste des Renntiers und zwar der kleineren Art, aber auch zahlreiche Holzkohlenstückchen, welche in der untersten Schicht durchaus fehlen und hier zuerst auftreten. Nach genauer Untersuchung stammen diese von dem Holze des Eibenbaums, Taxus baccata, der sonst dem südlichen und mittleren Europa eigen und durch seine hochroten fleischigen Früchte eine auffallende Erscheinung unter den europäischen Nadelhölzern ist. Gegenwärtig wird der Eibenbaum nicht mehr in jener Gegend gefunden; in der damaligen Zeit muß er jedoch weit verbreitet gewesen sein, womit anderweitige Ermittelungen über diese urdeutsche Holzpflanze im Einklang stehen.

Die oberste Sinterschicht enthielt Knochen kleinerer Wirbeltiere. Es läßt sich also auch nach den hier gefundenen Kohlen nicht mit Sicherheit beweisen, daß der Mensch in Westfalen zugleich mit Mammut und Nashorn gelebt habe. Soviel steht jedoch fest, daß in der Renntierperiode Menschen bereits unsere Provinz bevölkerten.

Die Kenntnis der fossilen Tiere hat in den letzten Jahrzehnten gewaltige Fortschritte gemacht. Noch vor kaum hundert Jahren durfte ein französischer Chirurg, Namens Mazurier, mit Zähnen und Knochen vom Mammut umherreisend, die Welt glauben machen, er habe diese Knochen in einem 10 m langen Grabmal gefunden, an dem die Grabschrift zu lesen gewesen: Teutobochus rex, also der Name des Cimbernkönigs, der gegen Marius gekämpft. Frankreich und Deutschland hörten aufmerkend zu; selbst die gelehrte Welt ergriff Partei für und wider; man warf die Frage auf, ob Adam ein solcher Riese gewesen sei oder nicht. Die Professoren Riolan und Habikot schrieben gelehrte Bücher, wie „Gigantomachie", „Gigantologie", „Gigantostheologie" und „Antigigantologie", welche den Beweis erbringen oder widerlegen sollten, daß jene Knochen wirklich von dem Riesenkönige herrührten. Allmählich jedoch haben die Schleier sich gelichtet, wenn auch noch viel, sehr viel zu erforschen uns erübrigt.

Leider bleiben fossile Reste — wie auch unser Landsmann Professor Dr. Altum klagt — häufig genug in dem Privatbesitze des Finders, der sie anfangs als Wunderwerk, als Heiligtum und wer weiß was für eine Kostbarkeit ängstlich an sich hält und später den Schatz in staubigen Winkeln verkommen läßt, statt daß er durch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Einverleibung solcher Funde in irgend eine öffentliche Sammlung, unter genauer Angabe der Lagerungsverhältnisse, einen viel weiseren Gebrauch von denselben machen und der Wissenschaft einen wesentlichen Dienst erweisen könnte. Nur in wissenschaftlichen Sammlungen haben solche Funde wahren Wert, den größten in öffentlichen Museen, welche zum Zwecke des Unterrichts angelegt sind und unterhalten werden. Ein einzelnes Knochenfragment, namentlich ein Backenzahn, im Besitze des Laien ohne Wert, kann von hohem Interesse in einer solchen Sammlung oder in der Hand eines Fachmannes sein, worauf unsere Leser für vorkommende Fälle besonders aufmerksam gemacht werden sollen.

Die oben geschilderten Tiere, die in ihren Formen vielfach an die Tropen erinnern, wo diese Riesen oder doch Verwandte derselben noch heutzutage vorkommen, sind in unseren westfälischen Landen vollständig ausgestorben; nur ihre Reste liegen in den Schichten der Erdrinde begraben und immer wieder tritt die Frage an uns heran: Was war die Ursache ihres Unterganges? Was konnte dem so mächtig entwickelten Leben ein Ende setzen?

Die Paläontologen und Geologen glauben eine sogenannte Eiszeit annehmen zu müssen, durch deren Einfluß die Pflanzen- und die Tierwelt großen Veränderungen unterworfen wurden. Die genaueren wissenschaftlichen Untersuchungen der Neuzeit haben ergeben, daß man zur Erklärung des Auftretens großer Gletscher in Deutschland und speziell in Westfalen nur eine um wenige Grade geringere Temperatur zur damaligen Zeit anzunehmen habe, und daß eine solche Temperaturveränderung schon aus einer Verminderung der vorhandenen Wassermenge oder sogar aus einer Veränderung im Laufe des Golfstromes hergeleitet werden könne. Mag nun die Erklärung des Entstehens der Gletscher in der Folge noch besser begründet werden, so viel steht bereits fest, daß auch in Westfalen in vorgeschichtlicher Zeit große Gletscher vorhanden gewesen sind. Ihre unverkennbaren Spuren: die erratischen oder Findlingsblöcke, die dünenähnlichen Sandwellen, vom Eisrutsch geschliffene und geritzte eckige und kantige Steine, die Beschaffenheit des Geschiebelehms, einer vollkommen struktur- und schichtungslosen Masse, welche nicht die Kennzeichen einer unter Wasser gebildeten Ablagerung hat, dagegen der Grundmoräne unserer heutigen Gletscher auffallend ähnlich ist; ferner die Schliffe und Schrammen an vorstehenden Felsmassen, die vielfachen Schichtenstörungen im Untergrunde des Geschiebelehms, die divergent-radiale Verbreitungsweise der Geschiebe von Skandinavien aus nach Norddeutschland und Süd-England u. s. w. finden sich an vielen Stellen unseres Landes deutlich ausgeprägt. Diese Vergletscherung bzw. Vereisung desselben mußte auf seine

Bewohner die tiefeingreifendsten Wirkungen ausüben. Was dem härteren Klima nicht widerstehen konnte, wanderte nach wärmeren Gegenden aus oder ging zu Grunde. Wie lange die Eiszeit gedauert habe, wird sich schwerlich je beantworten lassen. Aber auch sie fand im steten Wechsel der Natur ihr Ende.

Nach der Eisperiode nahm unsere Gegend höchst wahrscheinlich den Charakter der Steppe an, die sich in späteren Zeiten zur Waldvegetation umgestaltete. Der Beweis für die erstere Annahme ist noch nicht erbracht; denn die der Steppe eigentümlichen Tiere, wie Springmäuse, Ziesel, Zwergpfeifhasen und Steppenwühlmäuse sind noch nicht aufgefunden, obschon die Reste derartiger Steppentiere in manchen angrenzenden Ländern Mitteleuropas nicht zu den Seltenheiten gehören. Dahingegen haben wir über die Waldzeit mit ihren Urnen, Spindelsteinen, geschliffenen Steinbeilen, Hirschhornwaffen u. s. w. bei Cäsar und Tacitus geschriebene Beweise vollauf.

Die ersten sicheren geschichtlichen Nachrichten über unser Land und seine Bewohner verdanken wir einem römischen Schriftsteller. Wenn wir den Zustand des Westfalenlandes und seiner Bewohner etwa 2000 Jahre vor unserer Zeit kennen lernen wollen, so besitzen wir in der „Germania" des Cornelius Tacitus Schilderungen über Land und Leute in so getreuer und anziehender Form, wie so leicht kein anderes Volk. Und da der ursprüngliche germanische Charakter sich wohl nur in dem Volke Westfalens bis zur Jetztzeit erhalten hat, so treffen die wahren und trefflichen Schilderungen jenes römischen Geschichtsschreibers noch immer einigermaßen zu. Auch die Bewohner Westfalens gehörten zu jenen Germanen, von denen Tacitus im 2. Kapitel der Germania sagt, daß sie jedenfalls Ureinwohner des Landes seien; denn „wer hätte, ganz abgesehen von den Gefahren, auf einem wilden, unbekannten Meere (im Norden) Asien, Afrika, Italien verlassen sollen, um nach Germanien zu pilgern, in das wüste Land, unter rauhem Himmelsstrich, kulturlos, trübe, unheimlich einem jeden, dem es nicht eben Vaterland ist."

„Im allgemeinen ist es mit finsterem Urwald oder wüsten Sümpfen bedeckt; gegen Gallien hin (also im Westen) mehr feucht, gegen Norikum und Pannonien besonders windig; ziemlich ergiebig, doch kein Boden für Obstbäume; reich an Vieh, dies aber meist von kleinem Schlag. Selbst dem Hornvieh fehlt die ihm eigene Schönheit und der Schmuck der Stirn. Zahlreiche Herden sind die Freude des Germanen, und das Vieh ist sein einzigster und liebster Reichtum."

Über die Wohnungen schreibt Tacitus im 16. Kapitel: „Daß die germanischen Völker keine Städte bewohnen, ja daß sie nicht einmal zusammenhängende Wohnsitze

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lieben, ist allbekannt. Einsam und abgesondert siedeln sie sich an, wo gerade ein Quell, eine Au, ein Gehölz einladet. Ihre Dörfer bestehen nicht, wie die unseren, aus verbundenen zusammenhängenden Häuserreihen; jeder umgiebt sein Haus rings mit einem freien Platz, entweder zum Schutz gegen Feuersgefahr, oder vielleicht, weil sie es überhaupt nicht besser verstehen. Sogar Mauersteine und Ziegel sind ihnen unbekannt, alles wird rohes Gebälk ohne Bedacht auf Schönheit und Anmut. Auch unterirdische Höhlen graben sie aus, die sie oben mit einer starken Dungschicht beschweren, als sichere Wohnung im Winter und zum Bergungsort für Feldfrüchte."

Und mit und neben diesen Bewohnern hausten in den nassen Sumpfwäldern Herden von Auerochsen, von Elentieren, ja des urweltlichen Riesenhirsches, von deren Bekämpfung durch den Menschen die alten Heldensagen erzählen. Unter Rudeln von Hirschen und Rehen hielten zahlreiche Raubtiere: Luchs, Wildkatze, Wolf, Fuchs und Marderarten das Gleichgewicht. Dem spärlichen Besitztum an Schafen, Rindern und Pferden wurde der weitumschweifende Bär gefährlich; die finstern Nadelwälder der Ebenen durchstreifte das Renntier und auf den Felsgebirgen kletterten Ziegen- und Schafarten; hoch über Wald und Berg zog der Steinadler seine Kreise, und räuberische Falken räumten unter den zahllosen Vogelscharen auf, die in Wald und Rohr, in Dickicht und Sumpf, in Wiese und Wasser ihre reiche Nahrung fanden. Die uralten Waldungen sind, so lange und so weit die Forstkultur nicht dazwischen getreten, Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch dieselben geblieben.

Hochmächt'ge alte Eichen recken
Sich wie Gebälk im Waldeshaus,
Und ihre Wurzelknorren strecken
Sich lang wie Lindwurmleiber aus.
Die halb belaubt und halb verwittert,
Vom Sturm zerzaust, vom Blitz gefaßt,
Und an der andern wieder zittert
Des vollen Laubes grüne Last.
Behängt ist die gefurchte Rinde
Mit Moos und Flechten mancher Art,
Das flattert, wankt und weht im Winde
Wie lang gewachs'ner Greisenbart.
Die alten faulen Stümpfe schlagen
Frisch wieder aus zu neuem Flor,
Und aus dem jungen Nachwuchs ragen
Gesunde Stämme schlank empor.

Im üpp'gen Unterholze kämpfen
Gestrüpp, Dornranken, Farrenkraut;
Die Riesenkronen aber dämpfen
Das Licht, das durch die Wipfel schaut.

Im übrigen aber ist es anders geworden, und an der Hand der strengernsten Geschichte, frommer Legenden und wechselreicher Sagen folgen wir von nun ab dem Leben und Treiben der Völker und Geschlechter auf heimischem Boden. Die liebesinnigen Lehren des Christentums verbannen langsam aber unwiderstehlich die finstern Greuel des Wodansdienstes; von allen Seiten dringt still und unmerkbar die höhere Kultur heran mit ihren gesteigerten Ansprüchen an Licht und Luft, an Lust und Leben, an Macht und Freiheit, Freiheit auch gegenüber den Schranken, welche die ungebändigte Natur mit Wildnis und Gefahren ringsum aufgerichtet. Zoll um Zoll wächst die Menge des dem Pflug und der Hacke gewonnenen Bodens; langsam, Stück um Stück lichtet sich der Wald und mit ihm die Schar des Getiers, das in seinem Innern Schutz und Nahrung fand; weiter und höher, breiter und fester drängen sich Pfade, Wege und Straßen in die endlosen Heiden, durch richtlose Gehölze, über gefahrdrohende Moore; und endlich wie mit einem Schlage stehen wir mitten in der Welt von heute. Und welche Wesen mit und neben uns leben und leiden, für und gegen uns wirken und streben; wie sie ihre Stellen im Getriebe der Gesamtheit finden und erfüllen, das wollen wir unsern Lesern in den nachfolgenden Blättern erzählen und erklären, soweit Wissenschaft und Beobachtung bis zur heutigen Stunde es gestatten und ermöglichen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der westfälische zoologische Garten verdient, bevor wir an die Beschreibung unserer jetztlebenden Säugetiere gehen, einer besondern Erwähnung, weil er mit der zoologischen Sektion in engem Zusammenhange steht und derselben vielfach Material zu den nachstehenden wissenschaftlichen Beobachtungen geboten hat und noch fortwährend bietet. So klein dies Etablissement auch noch ist, nicht nur im Verhältnis zu den großartigen Tierheimstätten in London, Amsterdam, Berlin u. s. w., sondern auch zu der Provinz selbst und ihrer Hauptstadt, so verlangt es doch hier besondere Berücksichtigung in Bezug auf seine Entstehung und Entwickelung, weil es immerhin ein leuchtendes Beispiel ist, wie aus Nichts etwas gemacht werden kann, und zur Anregung dienen soll, auch anderwärts ähnliche Zwecke praktisch und wissenschaftlich zu verfolgen; endlich auch, weil die Sektion erst dann ihre Aufgabe mit Erfolg zu lösen vermochte, seit sie ihre Wurzeln in den Boden dieses zoologischen Gartens geschlagen hat.

Der Laie taxiert den Wert eines zoologischen Gartens nach der Prächtigkeit der äußeren Anlagen, nach der Zahl der vorhandenen mächtigsten Repräsentanten der Tierwelt: Löwen, Giraffen, Elefanten, Nilpferde u. s. w., — manchmal sogar nach den dort aufgeführten Konzerten und außergewöhnlichen, oft gänzlich heterogenen Schaustellungen. Der Zoologe von Fach richtet bei der Beurteilung dieser Institute seinen Blick auf die naturgemäßeste Unterbringung der Tiere, also zweckmäßigste Einrichtung der Tierbehälter und auf die wissenschaftlichen Beobachtungen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

welche dort möglich sind und schon so manches schöne Resultat geliefert haben. Und in diesem Sinne steht unser kleines Institut wahrlich hinter keinem anderen zurück.

Am 25. Juli 1871, kurz nach Beendigung des so siegreich geführten deutsch-französischen Krieges, nachdem durch die Lokalblätter eine Einladung zur Gründung eines Vereins für Vogelschutz, Geflügel- und Singvögelzucht ergangen war, wurde dieser Verein ins Leben gerufen, und am 20. Januar 1872 schloß sich derselbe dem Westfälischen Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst als Sektion an. Die Erfolge auf geistigem wie materiellem Gebiete, sowie die übersprudelnde Lebenskraft innerhalb des jungen Vereines veranlaßten den Stifter und Vorsitzenden des Vereins, Professor Dr. H. Landois, am 10. Dezember 1873 einen Aufruf zur Anlage eines Westfälischen zoologischen Gartens zu Münster nebst einem provisorischen Statute und einem Plan der Gartenanlagen und Tierwohnungen zu veröffentlichen.

Ein hinreichend großes Areal, die sogenannte „Insel" am Einfluß der Aa in die Stadt, hatte er für 42 000 Mark angekauft, und auf diesem Terrain sollten in Ausführung eines Planes, der bei Berücksichtigung praktischer Verhältnisse die wissenschaftlichen Interessen keineswegs vernachlässigte, zunächst folgende Einrichtungen getroffen werden.

Ein Geflügelhof sollte das Federvieh in seinen verschiedensten Arten und edlen Rassen, wie solches damals auf den üblichen allgemeinen Geflügel-Ausstellungen kennen gelernt worden, in untadelhaften Exemplaren dem Publikum fortwährend zur Schau vorführen.

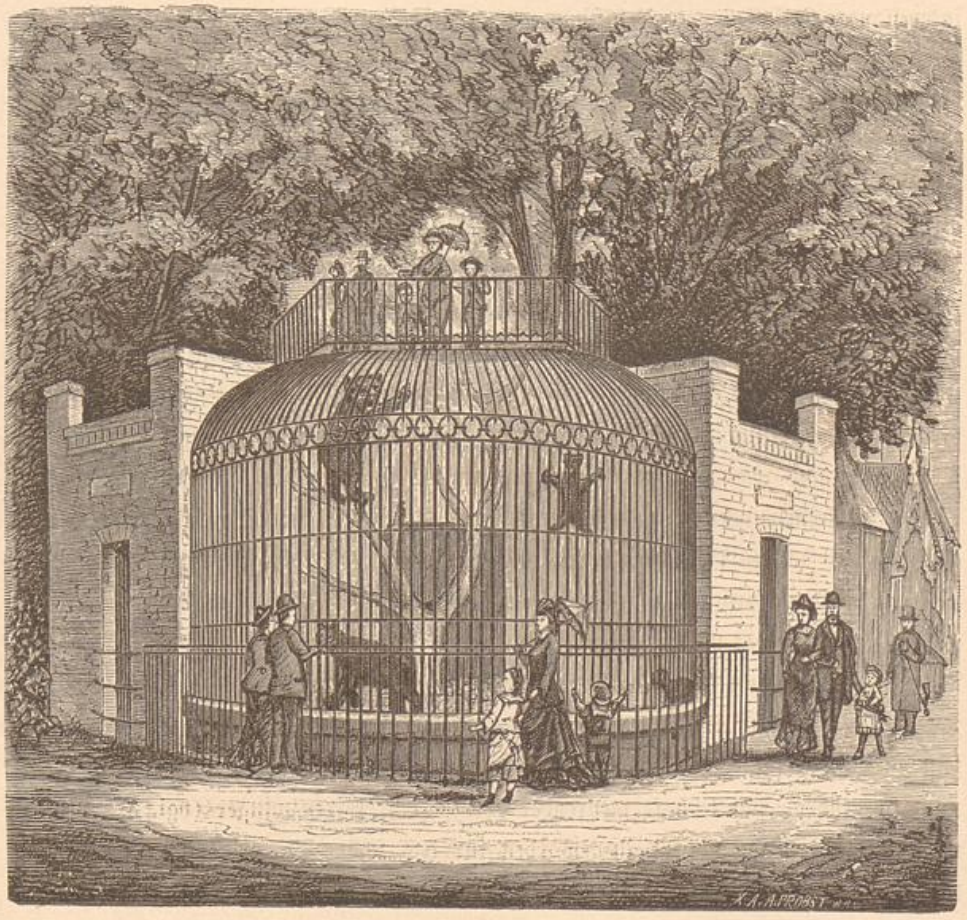
Schöne Volièren könnten in- und ausländische Sing- und Schmuckvögel bergen, welche durch Gesang und Gefieder, sowie durch ihre liebenswürdige Munterkeit die Ohr- und Augenweide der Besucher sein würden.

Die in Europa einheimischen Säugetiere müßten möglichst vollzählig zur Belehrung von jedermann in passenden Behältern und Käfigen untergebracht werden — eine Aufgabe, die sich bis dahin und auch bis heute noch kein anderer zoologischer Garten gestellt hat. Große Kapitalien zum Ankauf von Löwen und Tigern ꝛc. standen dem Vereine auch nicht zu Gebote, aber die europäische Tierwelt enthält ja des Anziehenden und Belehrenden so viel, daß daraus ein höchst interessanter zoologischer Garten zusammengestellt werden kann; und die kostspieligen anderen Tiere sollen nach und nach in ausgestopften Exemplaren in einem zooplastischen Kabinet mit entsprechender Ausschmückung Aufstellung finden und auf diese Weise nicht nur Ersatz, sondern sogar eine ungleich anziehendere Unterhaltung bieten. Während die

niederen Tiere in guten Präparaten und wohl geordneten und konservierten Sammlungen zur Schau und Belehrung, sollten die einheimischen Säugetiere, Vögel, Reptilien, Amphibien und Fische lebend vorhanden sein, und zwar die 3 letzten Tierklassen in größeren Aquarien und Terrarien. Außerdem war eine Kaninchenzucht sowie Bienenzucht und Seidenbau in Musterständen zu belehrender Anregung in Aussicht genommen, wie denn auch ein Affenhaus mit interessanten Insassen zur Belustigung und die beliebtesten Schmuckvögel nicht fehlen durften. Ein geräumiger Saal sollte hinreichenden Raum für temporäre größere Ausstellungen der verschiedensten Art und Unterkommen bei geselligen Zusammenkünften und Festlichkeiten im Vereine mit einer ständigen, gut bewirtschafteten Restauration ermöglichen. Die angekaufte „Insel" mit ihrer Lage dicht an der städtischen Promenade und der Aa, mit ihrem hügeligen Terrain und dem dasselbe bedeckenden alten Gehölze, bot den möglichst geeigneten Boden für das beabsichtigte Unternehmen. Und das Gewagte gelang; zugleich mit der 5. allgemeinen Geflügel-Ausstellung fand die Eröffnung des Westfälischen zoologischen Gartens am 26. Juni 1875 statt, und unterm 12. Januar 1876 erhielt der Verein durch Kabinets-Ordre die Rechte einer juristischen Person. Nun begann eine immer regere und erfolgreichere Thätigkeit, und was vereinte Kraft und ernstes Streben im Interesse einer guten Sache zu leisten vermögen, wird uns klar, wenn wir den Stand der Dinge am Schlusse des Jahres 1882 betrachten und die Pläne berücksichtigen, deren Ausführung nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.

Ein prächtiges Restaurationshaus (vgl. die Initiale S. 63) mit einem Konzertsaale, wie die Stadt keinen größeren besitzt, ist ein Schmuck des Gartens, und die zugehörige vollständige Theatereinrichtung macht denselben für alle Anforderungen passend und ausreichend. Hirschpark und Rehgehege beherbergen dies schönste Jagdwild in reicher, sich lebhaft mehrender Zahl; der Bärenzwinger (vgl. Fig. 14) ist nach kurzer Zeit schon zu klein geworden für das schöne Bärenpaar, welches alljährlich mit seinen zwei Nachkommen die ihm zu teil werdende gute Pflege lohnt; den in üblem Geruch stehenden Füchsen ist nirgends wohl ein hübscherer Bau zur Verfügung gestellt; Marderhaus und Meerschweinchenpark, Fischotterbassin und Kaninchengehege bieten die passendste Unterkunft und Freiheit der Bewegung; dem entsprechend kleinen Affenhause gegenüber erhebt sich stolz das umfangreiche Raubvogelhaus; eine Volière mit heizbarem Innenraum und eine ebenso weitläufige als zierliche Fasanerie, welche in Bezug auf Eleganz des Baues und Zweckmäßigkeit der Einrichtung ihresgleichen wohl in keinem zoologischen Garten findet, bietet dem Geflügel aller Art

und den zahlreich vorhandenen Seemöwen Raum und Luft und lebendige Wasserquellen, während zwei große Teiche dem Wasservolk reichlich Spiel- und Entwickelungsgelegenheit gewähren. Taubenschläge hier und da geben zu lebhaften Aus- und Einflügen der allbeliebten Tiere Veranlassung, und in halbdunklen Grotten dazwischen haben die lichtscheuen Eulen Gelegenheit, ihr beschauliches Dasein weiter zu führen.



Bärenzwinger (Fig. 14).

An den Gittern der Nagetierhäuschen klettern Eichhörnchen, huschen Ratten und Mäuse, lauert das träumende Murmeltier; und in einem wahren Schmuckkasten von Terrarium mit stetig klapperndem Mühlrad und eilig rinnenden Wässern wohnt das kaltblütige Volk der Schlangen und der Frösche und die Sonne liebenden Eidechsen.

Wenn dann noch ein Wildschweinpark, eine Grotte für die massenhaft sich mehrenden Wölfe, ein Biberbassin ausgebaut, ein Teil des Hügellandes für kletternde Gemsen eingerichtet und den lebenden Fischen, sowie dem übrigen Wassergetier ein großes Aquarium geboten sein wird, dann mag unser kleines Institut kaum noch zu wünschen übrig lassen.

Der Restaurationsplatz für das besuchende Publikum wird durch den Springbrunnen mit seiner pausenlosen, kühlenden Thätigkeit und dem goldfischgefüllten Bassin ringsum angenehm belebt, und flammende Gasständer und Reihen buntfarbiger Lämpchen locken in abendlicher Kühle die Erfrischung suchenden Gäste; eine originelle „Pfahlbauhalle" und ein Pavillon, „Wartburg" genannt, gewähren bei plötzlicher Überraschung durch Sturm und Regen die nächste Bergung; eine westfälische Riesen-Eiche bietet in einem eisenbedeckten Pavillon auf der Höhe ihres mächtigen Stammes für 16 Personen bequemen Platz in luftiger Höhe. Eine Kolossal-Statue der Avifauna ruft mit der passenden Inschrift: „Schützet die Vögel!" den Wahlspruch des Vereins jedem Besucher entgegen. Herrlicher alter Baumbestand überzieht die Insel mit kühlendem Schatten und die Wasserleitung speist und erfrischt und reinigt alle Teile des Gartens; eine Riesenschaukel nimmt zwei Dutzend Kinder zugleich in ihre Arme und neben dem Karussell auf den Spielplätzen der kleinen Welt, bei den aufgefahrenen Wagenburgen, abseits der besuchteren Wege und Plätze, tauschen der Kindermädchen wißbegierige Haufen ihre wichtigen Geheimnisse aus.

Die Verwaltung des Gartens liegt in den Händen von zwölf Vorstandsmitgliedern, welche in die Zweige der Verwaltung sich teilen und selbst die schwerbelasteten Ämter des Vorsitzenden, des Schriftführer- und des Schatzmeister-Amtes als unbesoldete Ehrenposten verwalten. Außerdem muß der Vorstand, wo es um Opfer an Geld und Zeit sich handelt, stets mit dem besten Beispiel vorangehen, und so klein und beschränkt das Etablissement auch erscheint, so groß sind bei der Eigenart desselben die Arbeiten, welche erforderlich sind und die Opfer, welche eine gedeihliche Fortführung erheischt. Die Thorkontrole ist einem Invaliden übertragen und den besoldeten Wärter, der bei richtiger Wartung und Pflege jede Stunde des Tages benutzen muß, unterstützen, soweit es sich um das tote Material handelt, gelegentlich besondere Arbeiter.

In diesem Gebiete hat nun seit Jahren auch die zoologische Sektion für Westfalen und Lippe, gegründet am 10. April 1873, ihr Heim aufgeschlagen, und seit dem Mit- und Nebeneinanderwirken beider Schwestersektionen ist für beide erst das rechte Leben erblüht.

Von dem Grundsatze ausgehend, daß ein zoologischer Garten ohne Handinhandgehen mit der Wissenschaft zu einem bloßen Vergnügungsplatze herabsinkt, bezweckt unsere naturforschende Gesellschaft die rein wissenschaftliche Seite der Aufgabe zu bearbeiten. Wie in London die Zoological Society für den dortigen zoologischen Garten den wissenschaftlichen Grund abgiebt, so bildet bei uns die zoologische Sektion die Basis, auf welcher der Garten gedeiht; sie nimmt aber auch dankbar die vom Garten gebotene Gelegenheit dar, das lebendige Tier in Ruhe und Sicherheit zu studieren, das in der freien Natur dem Auge des Forschers, wie viel mehr noch der prüfenden Hand sich stets zu entziehen weiß. Als Hauptmaterial freilich dient der Sektion, deren Aufgabe es ist, die Provinz Westfalen auf zoologischem Gebiete wissenschaftlich zu erforschen, das von ihr selbst gegründete und rastlos vergrößerte und verbesserte zoologische Museum.

Dieses in den oberen Räumen des großen Restaurationsgebäudes aufgestellte Museum hat zunächst den Zweck, diejenigen Tiere, welche im Garten füglich nicht oder doch nicht lange lebend erhalten werden können, in gut präparierten Exemplaren dem Publikum zur Schau zu stellen. In erster Reihe werden auch hier, dem allgemeinen Plane entsprechend, die einheimischen Tiere berücksichtigt. Dieselben sind teils in systematisch geordneten Sammlungen vorhanden, teils in Gruppen zu Lebensbildern vereinigt; die kleineren biologischen Bilder werden in Kästchen mit aufgeklebter Glasscheibe verschlossen, die umfangreichen bilden die zooplastischen Kabinette zu beiden Seiten des großen Saales. Der Taxwert des Museumsbestandes beträgt schon über 30 000 Mark.

In wissenschaftlicher Beziehung sind wir bemüht, die Gesamtfauna Westfalens zu sammeln und geordnet und übersichtlich darzustellen. Wir werden dieses Ziel um so eher erreichen, wenn wir wie bisher aus allen Teilen der Provinz lebhafte Unterstützung finden und wenn es uns gelingt, diesen Eifer, unser Museum durch Funde jeder Art zu bereichern, und über jeden Fund und über jede Erscheinung im Tierleben bei der Sektion Rat und Aufklärung zu suchen — stets lebendig zu erhalten. Wie wir für die bisherige Unterstützung allen Gönnern hiermit öffentlich danken, so bitten wir auch für die Folge um rege Teilnahme für unsere gemeinnützigen Bestrebungen; „gemeinnützig", weil jedem aufmerksamen Auge die Erkenntnis mehr und mehr sich aufdrängt, daß an Stelle der großen Feinde und Konkurrenten in der Tierwelt, die der Mensch seit Uranfang bis zum heutigen Tage im eigensten Interesse zu vernichten oder doch zu verdrängen bemüht gewesen ist, die ungezählten Scharen kleinster Tiere als viel gefährlichere Feinde unseres Lebens und unserer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Werke mit immer mächtigerer Wucht herandrängen. Und gegen die unheimlichen Angriffe dieser unsichtbaren Feinde, welche in den Wurzeln unserer edelsten Gewächse verderbenbringend hausen, welche den Genuß der besten Speisen uns todbringend gestalten, und die unter unseren Lieblingen, den wehrlosen Scharen unserer Kinderwelt, quälend und mordend entsetzliche Lücken reißen — gegen diese uns feindlich gesinnte Tierwelt hilft nicht rohe Kraft und Gewalt, hier ist es die Wissenschaft allein, die Trost, Hülfe und Abwehr verspricht, soweit noch — was kommende Jahrhunderte sehen werden — eine Abwehr möglich ist.

Die zoologischen Präparate sind namentlich für den Unterricht in höheren Lehranstalten berechnet; sie wurden auf den großen Ausstellungen zu London, Wien, Hamburg, Berlin und Düsseldorf mit goldenen und silbernen Verdienstmedaillen prämiiert. Das Inventar unseres Museums, im Oktober 1875 begonnen, umfaßt jetzt, Ende 1882, schon in der

I.	Klasse,	Säugetiere,	181 Nummern,
II.	„	Vögel,	395 „
III.	„	Reptilien,	81 „
IV.	„	Amphibien,	38 „
V.	„	Fische,	68 „
VI.	„	Insekten, — wobei, wie auch bei den folgenden Tierklassen, zu bemerken ist, daß die umfangreichen systematischen Sammlungen jeder Ordnung nur unter einer Nummer hier aufgezählt sind.	

a) Immen	33 Nrn.	e) Bolde	10 Nrn.
b) Käfer	31 „	f) Schrecken	12 „
c) Schmetterlinge	30 „	g) Wanzen	8 „
d) Fliegen	9 „	h) Insekten-Präparate	14 „

VII.	„	Tausendfüßer,	4 Nummern,
VIII.	„	Spinnentiere,	8 „
IX.	„	Krebstiere	19 „
X.	„	Würmer	22 „
XI.	„	Weichtiere	

a) Kopffüßler	13 Nummern,
b) Schnecken	5 „
c) Muscheln	7 „
d) Sackträger	2 „

XII.	Klasse,	Stachelhäuter,	12	Nummern,
XIII.	„	Polypen,	6	„
XIV.	„	Schwämme,	5	„
XV.	„	Urtiere,	1	„

Diesen schließen sich die Inventar-Abteilungen: Varia, Bilder, Schränke, Tische, Stühle, Instrumente mit 126 Nummern an. Für die Ordnungen selbst sind besondere Spezial-Kataloge angelegt, welche Namen, Fundort, Zeit des Fundes und den Geschenkgeber bzw. Sammler angeben, und in ihrem Wert und ihrer Reichhaltigkeit wie Zuverlässigkeit einzig in ihrer Art dastehen.

Der große Konzertsaal ist der Idee des ganzen Institutes entsprechend vorzugsweise mit zoologischen Gegenständen, namentlich Geweihen und Gehörnen ausgeschmückt; drei Hauptfenster sind bereits in Glasgemälden ausgeführt, welche allegorische Darstellungen der Zoologie, der Jagd und der Industrie enthalten. In den geräumigen Nischen des Saales sind die zooplastischen Kabinette eingerichtet, welche vom Saale durch Glaswände abgetrennt und durch Oberlicht beleuchtet sind; an den Wänden befindet sich die entsprechende Malerei. Es sind davon fertig gestellt: Australien mit seinen typischen Tierformen, die Nordsee mit ihren Strandbewohnern, der deutsche Wald als Doppelnische und afrikanische Landschaft. Westfalens Vorzeit mit den Resten hiesiger vorweltlicher Tiere (Versteinerungen) befindet sich oben im Eintrittszimmer des Museums.

Die Bibliothek erstreckt sich über alle Zweige der Zoologie und umfaßt bis jetzt an 1000 Werke. Das Vermächtnis des zweiten der Sektions-Direktoren, des Geheimen Rats Dr. Suffrian, bildete den Stamm, und gegen 200 naturwissenschaftliche Vereine und Gesellschaften aller Erdteile, welche mit uns in Schriftenaustausch getreten sind, und die Zuwendungen zahlreicher Gönner bilden den Ausbau, während wir eifrig bemüht sind, alle noch vorhandenen Lücken durch Ankauf auszufüllen. Der gedruckte Katalog vom Jahre 1880 ist von dem Vereinsbibliothekar zu beziehen und allen Mitgliedern der Sektion wie des Provinzial-Vereins überhaupt steht die Bibliothek jederzeit offen.

Die wissenschaftlichen Arbeiten sind in den Jahresberichten niedergelegt, und den Schlußstein unserer Bestrebungen bildet eben die Herausgabe einer Naturgeschichte der Tierwelt Westfalens in Wort und Bild, deren erster Teil hier fertig vor uns liegt.

Wer die Bedeutung eines Unternehmens mehr nach der pekuniären Seite zu bemessen gewöhnt ist, den wird die Angabe interessieren, daß bisher mehr wie

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

230 000 Mark für die Einrichtung unseres zoologischen Gartens verwendet worden sind; und diese für unsere kleine Provinzial-Hauptstadt verhältnismäßig großen Geldmittel wurden durch die Hochherzigkeit unserer Gönner und Mitglieder willig und gern uns dargeboten.

Mögen die zwei Augen, denen Ursprung und Entwickelung beider Sektionen bisher hauptsächlich zu verdanken sind, noch recht lange wachen und offen bleiben; und möge, wenn sie nach den ewigen Gesetzen der Natur doch einst sich schließen müssen, eine andere ähnliche Kraft zur Hand sein, welche den zoologischen Garten wie die Sektion in ihrem Wachstum weiter erhalte und fördere!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN